sich das Leben einrichteten, ist wohl, daß Loeben jetzt und immer von einem eigentlichen Beruf sich ferngehalten hat, vom gelehrten sowohl, wenngleich er gelegentlich in ihm dilettiert, als gänzlich von irgend einem praktischen. In dieser prinzipiellen Berufslosigkeit ist ein wichtiger Nachteil Goethe gegenüber zu erblicken, der mitten im praktischen Leben stand, der in die Verhältnisse bürgerlichen und amtlichen Lebens eindrang, der all seine praktischen wie wissenschaftlichen neben den dichterischen Fähigkeiten zu bilden suchte und unermüdet ihnen Anregung zuführte. Loeben aber bejaht in fröhlicher Unbekümmertheit jene in dem Gedicht ‚Zufriedenheit‘ (p. 63) fingierte Frage der um ihn besorgten Freunde:

Kann das gehen,
Daß du gar nichts magst verstehen
Von Geschäften und von Pflichten,
Wirst dich nie zur Ordnung drehen,
Immer tändeln, immer dichten?

In dem innerlichen Beweggrund zu solchem Leben jedoch kommt die verwandte Gesinnung beider wieder zum Ausdruck: in ihrem Triebe und in der Begabung, den Augenblick zu genießen und seinen Kelch unbefangen zu leeren. Beiden ist das Glück geworden, ohne Zweifel und frei von Reflexion im Ausschöpfen der schönen Gegenwart aufgehen zu können. Nur als ein ganz Freier aber glaubt Loeben diese Gabe sich bewahren zu können, wie er das oft ausspricht, so besonders entschieden in einem kleinen Gedicht ‚Vogelfrei‘ (337) des fünften Buches: er neidet die nicht, die im Käfig täglich den Bedarf erlangen. Ihm erscheint jede berufsmäßige Tätigkeit als eine Einschränkung. ‚In jeglichem Vereine, der nur menschlich, frei von Scheine‘, strebt er liebend mitzuatmen, — — darin wieder ganz auf Goetheschem Wege. Wohl hat er Sehnsucht, in das Weltgewühl seinen Faden einzuweben, aber als ein gleichsam Beobachtender nur, der es verschmäht, am Strange mitzuziehen. Man muß

seinem Leben nachdenkend, diese Scheu vor jeglicher praktischer (oder wissenschaftlicher) Aktivität bedauern, die allein vielleicht imstande gewesen wäre, der Unselbständigkeit, wo nicht dem Nachahmungsbedürfnis seiner Natur die Wage zu halten. — Es ist höchst charakteristisch für Loebens Anschauung, daß er gesteht:

Viele Bücher muß ich kennen,
Denn die Menschen kenn' ich gern . . .

Lebend lesen, lesend leben sei sein Ziel (71). Zwar bekennt er (72), daß er von jedem Menschen, mit dem er verkehre, Geschäftsmann wie Gelehrten, lerne, und ruft, ganz ein Jünger Goethes (und des verwandten Novalis):

Ja, es gibt nur wenig Leute,
Deren Schüler ich nicht bin.

Sicherlich hat ihn dieses Bestreben immer erfüllt, wohl auch die ruhige Zuversicht, daß er auf diesem Wege das Leben erfasse. Aber er befand sich in einer Selbsttäuschung: niemand vermag den ganzen Begriff einer Sache oder Tätigkeit durch die Aufnahme noch so reicher fremder Erfahrung sich anzueignen; bloße Rezeptivität macht geradezu unfruchtbar; fruchtbar ist jegliche fremde Belehrung nur für den, bei dem sie auf den Boden einer wenn auch geringen eigenen Erfahrung fällt. Der aber entzog sich Loeben mit Bewußtheit, hier seines großen Vorbildes Wesen verkennend. So wie er lebte, stand er im letzten Sinne doch am, nicht im Strome des Lebens. Er lernte es kennen: er erkannte es nicht. Und sehen wir hin über die Menge seiner Erzeugnisse, die doch manches unbekannte Schöne enthalten: die Seele eines Menschen als das höchste Gebilde der Natur und den Kernpunkt alles Lebens hat er niemals zu gestalten gewußt, und dies nicht sowohl aus mangelnder Dichterkraft als vielmehr aus mangelnder Erfahrung an sich selbst. Er konnte das Höchste, was der Künstler zu geben vermag, Individualität, nicht geben, weil sie sich nicht in den

Reibungen und Kämpfen eines Lebensberufes, welcher er auch sei, hatte entwickeln können. Bei alledem liegt in dieser Selbsttäuschung für den Dichter selbst eine Wohltat; er wird zwar in aller Aufrichtigkeit gelegentlich seiner Begrenztheit inne, doch frohgemut bescheidet er sich (p. 77 ff.): des liebevollen, für alle gleich bedachten Wirkens der Natur gedenkend, sieht er die Gewächse an, deren ein jedes den in ihm ringenden Lebensstoff ruhig schaffend weitertreibt, — — —

Und die kleine Pflanz' ist heiter,
Wenn sie auch nur Aglei wird.

So trifft in der Würdigung der mannigfaltigen Erscheinungen der unendlichen Natur und Anerkennung ihres Rechtes zu fröhlichem Dasein und zur Blüte Loeben wieder mit Goethe zusammen. — Diese Liebe zur Natur und ihrer hellen Freiheit treibt den Dichter aus dem Druck der Gebäude unter den lautern Himmel, wo er dem lächelnden Auge des ewigen Vaters sich näher fühlt (p. 28 f). Egmonts Monolog im Gefängnis ist Loeben aus der Seele gesprochen: Und frisch hinaus, da wo wir hingehören! Ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohltat der Natur, und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne uns umwittern . . .

Eine Verwandtschaft mit dem dithyrambischen Geiste des jungen Goethe ist hier und an andern Stellen nicht zu verkennen. Bezeichnend für ihn ist, daß die freien Rhythmen der Frühzeit Goethes Loeben mehrfach Vorbild oder Anregung gewesen sind,[1]) in der Form wie im Ausdruck. So wird besonders die Anaphora von ihm wie vom jungen Goethe bevorzugt, diese Bekräftigung gesteigerten Fühlens. Ausrufe

[1]) ‚An die Wahrheit'; ‚Das Befreiende'; ‚Gränzen der Zeit'; ‚Tag und Nacht'. (p. 12 ff; 28 ff; 55 ff; 60 ff.) — Hierher gehört auch das zwar in neunzeiligen gereimten Strophen abgefaßte Gedicht ‚An die Jugend' (p. 5 ff.), welches unverkennbare Erinnerungen an Mahomets Gesang enthält.

und Beteuerungen unterbrechen oft, hier wie dort, den Fluß der Verse; vor allem aber ist die Frage beliebt, direkt und rhetorisch, und erhöht den Charakter des Aufgeregten und Leidenschaftlichen. — Sehr merkwürdig ist nun aber zu beobachten, wie auch der Stil des alternden Goethe, und zwar mehr noch der seiner Prosa, den jungen Dichter beeinflußt, und so eine Mischung der beiden Stilperioden des Vorbildes, durch die Spuren eigner Individualität bereichert, in den Gedichten dieses ersten Buches sich darstellt. Da finden wir denn z. B. die Vorliebe für bedeutend; freundlich; wohl in seinen vielfachen Zusammensetzungen; schön; still und manches Verwandte; ja, es ist wunderlich zu sehen, wie gleichzeitig das Gelassene, Maßhaltende des alten mit dem Stürmisch-entschiedenen des jugendlichen Goethe von der Seele des jüngeren Dichters widergespiegelt wird.

Schon in den freien Rhythmen ist neben der Gleichartigkeit der Gesinnung überhaupt auch eine unbefangene Anlehnung der Gedanken und Anschauungen an Goethesche Wendungen zu bemerken. Etwas sehr Begreifliches und so häufig zu beobachten, daß ein ernsthafter Forscher wie Welti doch hätte Bedenken tragen sollen, gegen Loeben den Vorwurf gewohnheitsmäßigen Plagiats mit geringschätzigem Achselzucken zu erheben. Diese Anlehnung ist noch viel entschiedener und steigert sich bis zu fast wörtlicher Wiederholung gelegentlich in einigen kleineren Gedichten des zweiten Buches.[1]) Wenn etwa das Gedicht ‚Der schwüle Abend' beginnt:

Süßes Herz, wenn kehrst du wieder?
O wo bleibst du einzig Glück?

wenn er in der ‚Ode' ausruft:

Nur wer die Qual der Liebe kennt,
Der weiß es, was ich leide . . .

---

[1]) Vgl. p. 131, 133, 135, 137, 148, 155, 167. — ‚**Das gefährliche Spiel**', 155, erinnert an Goethes frühe Gesellschaftslieder (etwa ‚**Stirbt der Fuchs**').

Ich frier', ich glühe, ich verscheide,
Es schwindeln meine Sinne, . . .

wer denkt nicht an das Lied der Mignon von der Sehnsucht? Wenn im ‚Zauber der Schönheit' Loeben ausführt, wie sein liebendes Herz in einem unlöslichen Netz von tausend Fäden hänge, wenn das gleiche Bild ausführlich das Gedicht an Wilhelmine (p. 158) einleitet; wenn ein verwandter Gedanke im Gedicht ‚Keine Freiheit' (p. 355) ausgesprochen wird, welches schließt:

Ach, wo du bist, Jucunde,
Wird alles trunken,
Wo du verstummst, Jucunde,
Liegt alles dunkel, —

so fühlen wir die formelle Anregung durch jene Gedichte, die Goethe aus seinem Verhältnis zu Elisabeth Schoenemann erwuchsen ‚An ein goldnes Herz, das er am Halse trug'; ‚An Belinden.' Die Verwandtschaft der Naturen wieder äußert sich in Loebens ‚Höll' und Himmel der Liebe' verglichen mit ‚Lilis Park', — nur daß natürlich die prachtvolle Entschiedenheit des Schlusses des Goetheschen Gedichtes fehlt.

Doch auf das Gebiet der Liebeslyrik bleibt die Anregung Goethes nicht beschränkt: ein Gedicht wie ‚Der Wettstreit der Violen' (p. 345) ist offenbar in Anlehnung an das Blümchen Wunderschön entstanden. Einmal ist auch ein Goethesches Thema glossiert worden (p. 148):

Wären tödtlich meinem Herzen
Diese Schmerzen,
Ach! schon lange wär' ich tot. — —

Die Verkürzung einer oder mehrerer Verszeilen in einem Strophengebilde ist bei Loeben sehr beliebt. Goethes Beispiel mag ihn darin bestärkt haben; sonst war sein Vor-

bild hier wohl die von ihm so gern betrachtete Dichtung des XVII. Jahrhunderts. Ich erinnere als an ein sicher wirksam gewesenes Beispiel an Fleming, seit langem Loebens Liebling,[1]) aus dessen fünftem Buch der Oden die schöne Strophe glossiert ist (p. 189 f.):

Laß uns blühen, wie wir blühn,
Eh' der Winter welker Jahre
Dir die goldgemengten Haare
Wird mit Silber unterziehn.

Auch Flemings Weise findet in einzelnen Gedichten dieser Sammlung ihren Widerhall. So geht auf Flemings

O liebliche Wangen,
Ihr macht mir Verlangen, — — —

Loebens

O glühende Wangen!
Sie hat mich umfangen!

zurück (p. 137); in Rhythmus und Strophenbau, auch in der Art der ‚rückkehrenden Verse' dem Vorbild eng angeschlossen. Auch das wiederholte Auftreten des Binnenreims, besonders z. B. seine durchgehende Verwendung in dem Gedicht ‚Der zerbrochene Ring'[2]) (S. 19 f.) ist wohl dem Vorbild der Dichtung des XVII. Jhs., also namentlich Flemings,[3]) zuzuschreiben. Und wenn Fleming etwa ein Sonett auf ein Kleinod macht (im

[1]) ‚Leider ist so manchem unter uns noch unbekannt, daß der Name Flemming ein unsterblicher ist.' p. VIII.

[2]) Ein Gedicht, über das ebenso wie über das in der folgenden Anm. genannte sich z. B. die Rezension des Morgenblatts (1810) aufhält. Siehe die Übersicht der neuesten Literatur Nr. 10, nach Nr. 207.

[3]) Aber auch andere Dichter jener Zeit waren ihm gut bekannt. Wir wissen es schon von Opitz und Friedrich Spee; wir können es z. B. von Hanns Assmann von Abschatz (Poetische Übersetzungen und Gedichte 1704) annehmen, dessen Verdeutschung des ‚Pastor fido Guarinis' wahrscheinlich ihm mit der 8. Szene des vierten Akts Anregung zu einer Situation gegeben hat, welche in der Romanze von der schönen Jägerin (Gedichte

III. Buch der Sonette z. B.), so erinnern wir uns des 18. Sonetts des vierten Buches der Loebenschen Gedichte:

Darf dieser Diamant vor dir erscheinen ...

Daß bei all diesen Einflüssen auch von dem Heros seiner ersten Jugend, daß auch von Schiller noch Spuren des einstigen Einflusses kenntlich sind, wird nicht sehr wunder nehmen.[1]) So erinnert etwa Loebens Gedicht ‚Die Nähe des Ewigen‘ (p. 43) an Schillers ‚Lied an die Freude‘:

Uiber allen unsern Loosen,
Allem, was uns steht bevor,
Waltet ja ein ewig Ohr,
Waltet eine Hand voll Rosen.

Auch Stellen der Lieder ‚An die Traurigkeit‘ und ‚An die Ehre‘ (p. 46, 50) gemahnen an das Pathos Schillers.

Segen edler Väter,
Sternenübersä'ter,
Grüßt ihn aus dem Äther, — —

den wahre Ehre Liebenden. Jeglichem Übeltäter und Verräter werde

Vor dem Weltgerichte,
Wo sich alles trennt,
Was die Weltgeschichte
Gut und sträflich nennt,

wo das Licht der Wahrheit rein und lauter brenne, seine Schande zuerkannt. — Der gleiche Ton herrscht in der Ode

1810 S. 363), und später im Arkadien (I, 194) wiederkehrt: ein Jäger, im Gebüsch ein Geräusch hörend, vermutet ein Wild, schießt und trifft einen geliebten Menschen. — Die diesem Auftritt des Pastor fido vorhergehende Zwiesprache mit dem Echo könnte Loeben zu seinem Gedicht ‚Fragen und Antworten‘ (S. 25) Vorbild gewesen sein.

[1]) Übrigens ist es wohl möglich, daß die angeführten Gedichte, welche vom Einwirken Schillerschen Geistes noch stark zeugen, schon in jener

‚Gegen den Eigennuz‘ (p. 81). Der hier gehandhabte Stil historisch-kulturhistorischen Rückblickens — Schiller nicht fremd — unterscheidet dieses von all den anderen Gedichten. Sofort naht auch, — eine ganz vereinzelte Erscheinung in diesem Gedichtbande — die Antike und ihre Mythologie: Achaja, Lakedaimon, Camillus, Cato, Scipio, Hypokrene usw.

So vereinigt dies für die Genesis Loebens merkwürdige erste Buch Anfangs- und letzte Phasen seiner dichterischen Entwicklung. Das Gebiet der eigentlich romantischen Dichtung aber betreten wir erst im fünften Buch. Doch auch dieses wird nicht ausschließlich von ihr erfüllt. Es muß den Raum teilen mit einigen Versuchen der tändelnd anakreontischen Art, die von Rosen, Bienen, Frühling, Freundschaft, Liebe heiter wie ein Vogel im Blumengarten singt. — Die Romantik wird vertreten durch einige Romanzen spanischen Kolorits: ‚Die weiße Rose‘ (S. 360 f.); ‚Die schöne Jägerin‘ (S. 363 f.), die schon 1808 im vierten Heft des ersten Bandes der mehrfach genannten ‚Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst‘ veröffentlicht wurden. Die Romanze ‚Der sterbende Sänger‘ (S. 367 f.) erzählt, wie diesen ‚sehr hassenswerten Heiden‘ verschmähte Liebe zu einer vornehmen Christin in den Tod treibt. Zwei andere Romanzen behandeln das Thema vom gefangenen Ritter: in der ersten triumphieren schließlich der unerbittliche Haß und die unbeugsame Treue des Gefangenen über den Mörder seines Herrn (S. 374 f.) Den andern Ritter, den Helden der zweiten Romanze (S. 370 f.), dem die Geliebte ihre treue Taube mit Seil und Feile zur Flucht aus dem Kerker gesandt hat, tötet der unten lauernde Nebenbuhler mit einem wohlgezielten Schuß durch das offene Fenster seines Verließes. Veranlassung zu dieser Romanze

Schiller zugewandten frühen Epoche Loebens entstanden und nun hier aufgenommen sind, wie wir ein gleiches ja bei einigen anakreontischen Gedichten des II. Buches feststellen konnten. — Für die weiter unten erwähnte Ode ‚Gegen den Eigennuz,‘ die so ganz aus dem Rahmen der Sammlung herausfällt, ist dies fast sicher.

gab die Liebesgeschichte des portugiesischen Dichters Macias, die Loeben in Bouterwecks Geschichte der portugiesischen Poesie fand. — Zwei Romanzen behandeln historische Stoffe: Kunz von Kauffungen, aus Kleist und A. Müllers ‚Phoebus' (1808, 11. u. 12. Stück, S. 35f.) bekannt; Herzog Bernhard von Weimar, ungefähr gleichzeitig im dritten Heft des zweiten Bandes der Astschen ‚Zeitschrift' (1810) veröffentlicht. — Die erste Romanze berichtet vom sächsischen Prinzenraube. Wohl möglich, daß Loeben hier das Gedicht in ‚Des Knaben Wunderhorn' (I, 296) beeinflußt hat. Es wäre nicht die einzige Spur einer Einwirkung dieser von ihm so hoch geschätzten Liedersammlung auf seine Gedichte. Die Ballade von den ‚drei fahrenden Knaben' (S. 389f.) ist, wenn auch formal konventioneller und im Ton modern, ganz in der Gesinnung der Sammlung Brentanos und Arnims; und das Lied im zweiten Band des ‚Wunderhorns' S. 241:

Ein Vogel bunt und sonderheit,
Des hätte die Königin ein Freud — — —

mag der Anschauung des Dichters vorgeschwebt haben, als er seinen ‚Paradiesvogel' (S. 386f.) schrieb. Die geheimnisvoll romantische Färbung — der Vogel, hinter finsterm Gitter sitzend, sehnt sich nach seiner Heimat im Himmel, im Schoß ‚der toten Rose Gloria' — ist Zutat des Dichters, . . . vielleicht unter dem Einfluß der ‚Romanzen vom Rosenkranz', an denen Brentano während seines Berliner Aufenthaltes 1810 ja arbeitete. In solchen Gedichten bringt Loeben noch extremer Romantik seinen Tribut. So läßt er in der zweiten historischen Romanze, dem ‚Tod Herzog Bernhards von Weimar', den Tod des Feldherrn nach der Einnahme von Breisach von einem Mädchen, das am Rheine waschend eine Art Vision hat, voraussagen. Es fehlen schließlich auch nicht Beispiele romantisch-katholisierender Tendenz:[1]) nicht

[1]) Hier ist der Ort, der fünf geistlichen Sonette des vierten Buches zu gedenken: unbedenklich und herzlich betet Loeben zur heiligen Jungfrau, daß sie seine liebe Mutter segne und noch lange ihm erhalte (30); in je

nur daß eine Verdeutschung des Stabat mater dolorosa geboten wird (S. 383f.), auch von der sterbenden Maria wird im Legendenton erzählt (S. 392f.), wozu das Register bemerkt, die Idee rühre von einem alten Bilde auf dem Nürnberger Schloße her. Auch dieses Gedicht brachte Ende 1808 schon der ‚Phoebus‘, gleich nach dem Kunz von Kauffungen abgedruckt. — Im ganzen also darf man, den Inhalt des fünften Buches überblickend, sagen, daß in eigentlich romantischer Art Neues nicht entstanden, wesentlich nur zerstreutes Älteres vereinigt worden ist.

An ältere Neigungen knüpft auch das dritte Buch, die fünf Eklogen, an. Schon das „Hirtenlied‘, welches das zweite Buch enthält, (S. 117):

Hüte mir die Kühe
Und ich küsse dich:
Deine Kühe hüt' ich,
Wenn du küssest mich,

weist auf ein Wiedererwachen der Neigung Loebens zur arkadischen Poesie hin. ‚Eclogen‘ nennt Loeben die Dichtungen des dritten Buches lediglich um des idyllischen Stoffes willen, das für die Eklogen klassische Maß verschmäht er: ist doch die erste in Decimen geschrieben, während die zweite und dritte sich eines Kanzonen-Schemas [1]) bedienen, die vierte aus 16 Sonetten besteht, die fünfte aus 15 Stanzen. In der Wahl einer solchen Stilmischung, die südliche Versmaße bevorzugt, wird Loeben das Beispiel des von ihm gefeierten und geliebten Wilh. v. Schütz [2])

---

einem Sonettenpaar besingt er den Opfertod des Heilands (33, 34), seine Grablegung und Auferstehung (35, 36).

[1]) a b c b a c c d e d d e x a und
a b c b a c c dd ee ff gg.

[2]) Der hs. erhaltene Brief Loebens an Varnhagen am 5. Okt. 1810 ist dessen Beweis: er spricht in den liebevollsten Ausdrücken von Schütz, dessen Bekanntschaft er erst später machte. Er erwähnt auch, wie er Goethen gegenüber in Teplitz den diesem noch unbekannten Dichter gerühmt habe. Vgl. S. 213.

bestärkt haben, dessen ‚Romantische Wälder', schon 1808 in Berlin erschienen, einen umfänglichen Abschnitt ‚Eclogen' enthalten; sie sind fast alle in Sonetten, Kanzonen, Stanzen, eine sogar als Sestine verfaßt.

Doch während die Form sehr mannigfaltig ist, bilden den Inhalt übereinstimmend schäferliche Klagen, zumeist um unerwiderte Liebe, vergebenes Werben, hartherzigen Stolz der Schäferin (II), oder um das Dahinscheiden der Heißgeliebten (III): Hain und Bäume werden vom Schäfer zu Gefährten, Najaden zu Zeuginnen seiner Qualen angerufen. Oder Eifersucht ist das Thema: Chrysaline hat ihren Sylvius ungerecht beschuldigt; bald ist es ihr leid; da tröstet sie die Nymphe Lusatia und gibt ihr guten Rat. Nachdem Chrysaline am Bache Blumen gestreut hat, verbirgt sie sich in der Nähe. Bald erscheint der Geliebte und klagt dem Bach sein Leid. Da eilt die Schäferin reuig herbei, und die in rascher Zärtlichkeit geschlossene Versöhnung bringt höchste Freude (III. und IV). Die erste Ekloge steht etwas abseits und hat eine mehr persönliche Zuspitzung. Zwar ist auch ihr Held ein Hirt: Thyrsis. Aber er zerbricht Flöte und Hirtenstab und windet die Blumen vom Hut: er scheidet nach dem Tode des Vaters Damon aus dem Stande der Schäfer und verläßt die Heimat, wo ein jeder ‚seine Liebe, sein Gedicht' verkennt, um seiner Neigung gemäß zu leben, —

Denn wofür du mich erzogen,
Einst zu dieser Schafe Wacht,
Dazu bin ich nicht gemacht.

Nicht eher will er wiederkommen,

Bis der Ton, den er gesungen,
Durch das Vaterland gedrungen,
Bis die Mundart seiner Lieder
Schweben wird auf manchen Zungen.

Unschwer ist eine maskierte Beziehung auf des Dichters eigne Leben zu erkennen. Ich möchte glauben, daß jedenfalls die

Konzeption dieser Ekloge den ersten Jahren nach dem Tode des eigenen Vaters, 1804, angehört.[1]) — Der Ort der Klagen des Thyrsis ist ein Tal der ‚sanften Elbe'; so verbindet auch äußerlich diese Eklogensammlung Gemeinsamkeit des Schauplatzes mit dem Roman ‚Arkadien', auf den sie in Tod und Stimmung vorbereitend hinweist. —

Von einem Gesichtspunkt aus sei noch die Gesamt-Produktion der besprochenen Gedichtsammlung betrachtet, der sich beim ‚Guido' als fruchtbar erwies: was lehrt uns die metaphorische Tätigkeit Loebens in diesen Gedichten? Sie ist maßvoller geworden; wie alles jetzt, verglichen mit der Produktion der vorhergehenden Jahre, sich sorfältiger gibt, so daß z. B. Reinheit des Reims erstrebt, Unreinheit sogar entschuldigt wird, auch ist sie nicht mehr von jener Exaltiertheit, die im ‚Guido' und noch im ‚Reisebüchlein' sich zeigte, dafür ist sie auch nicht mehr so charakteristisch. Im großen und ganzen sind die gleichen Beobachtungen über Loebens seelischen Zustand jetzt wie damals zu machen: ein weiches, hingebend-anschmiegsames, zerfließendes, verschwimmendes Grundelement. Wie der Abend in den Lüften schwimmt, schwimmen Gedanken und Gefühle in der milden Kühle der Thränen. Das Zerstreute, Flimmernde zieht ihn an: daher die Vorliebe für alle Erscheinungen des Lichts, — wohlige Gluten, Strahlen, Blitzen, Flammenflut. Die Sonne streut ‚die feurigsten Rubine und Opale' auf den Neckar; Rosen und Rubinen sprühen im Meer. Der Dichter trinkt den Duft des Mondes, badet in seinen Strahlen, die gleich Tropfen niedersinken. — Schleier und Nebel sind seiner Bilderwelt als Lieblingsattribute verblieben, so gut wie das Quellen und Schwellen, —

---

[1]) Es ist bemerkenswert, daß Loeben in dem bereits erwähnten hs. Oktober-Brief an Varnhagen (1810) allein dieser Ekloge Gnade widerfahren läßt, neben den ‚objektiven' Gedichten des zweiten Buches und einigen Sonetten allenfalls; das fünfte Buch gefällt ihm am meisten. Wir wissen, wie er zwei Jahre später schon dem ganzen Gedichtband den Feuertod wünscht. (Briefe an Fouqué, 1848, S. 237 f.)

doch alles nicht in der Überfülle, die am ‚Guido' in Erstaunen setzte. Auch jene merkwürdige Tendenz in die Höhe, in den Äther zu streben, ist nicht verloren gegangen, — alles Beweise, daß die den früheren stilistischen Beobachtungen zu Grunde gelegten psychischen Dispositionen richtig als bleibende Anlagen seines geistigen Menschen erfaßt waren. — Allgemeinheit, große Unbestimmtheit, Unanschaulichkeit, die aus diesen Anlagen hervorgeht, sind die Schwächen seines Bilderns in den früheren wie den späteren Werken. So finden sich denn nicht wenig gröblich schiefe Bilder, an denen schon gleichzeitige Kritiker Anstoß nehmen: Sein Lieblingsquell solle noch oft seine Liebeswogen um ihn winden (S. 11);[1]) ‚umschleichen uns des Frühlings grüne Netze' (130)[2]); ein Natternbiß durchschneidet die Brust (150); des Zwistes Funken schwellen (318); — — und so noch manches Ähnliche. — Eine gewisse Schlaffheit und Gehaltlosigkeit des Fühlens blickt nur zu oft hervor, wofür ein recht ausgeprägtes Beispiel die eben so lange wie saftlose ‚Ode' (S. 34—39). — Diesen häufigen Eindruck des Schwächlichen teilt Loeben ja mit manchem jener formmächtigen, wortfreudigen, quellend produzierenden Reimmeister der Romantik. Selten daß ein starkes spontanes Fühlen ein Bild von ausgereifter Kraft und Schönheit gezeitigt hätte!

So hat eine Analyse dieser sechs Bücher der Gedichte von 1810 einen Blick über die ganze Bahn des Vierundzwanzigjährigen gestattet. Wir lernen einige Beispiele der frühsten anakreontischen Versuche kennen, dann ihre Wiederaufnahme vier Jahre später und ihre vollere und formell reifere Durchführung. Es erblüht die Neigung zur Romantik in dem Novalisschwärmer

[1]) Vgl. auch:

Und durch dein Ohr hat Fantasie
Des Wohllauts weichen Strom gewunden. (S. 164).

[2]) Vgl. dazu:

Wenn Stolz und Wollust nagend uns umschleichen. (S. 303.)

und treibt Früchte extremster Mystik in der Heidelberger Zeit: auch ihre Spuren bewahrt das fünfte Buch der Sammlung. Aber eine Wandlung zeigt sich, eingeleitet in der ersten Ruhezeit nach Heidelberg, — als eine natürliche Reaktion der fieberischen Überspannung jenes Jahres, — gefördert durch eine Vertiefung in das Wesen und die Werke des jungen und des reifen Goethe, zum Durchbruch gelangt und niedergeschlagen in den beiden ersten Büchern. Eine Vermählung des für kurze Zeit beruhigten und durch Goethe gleichsam gesättigten dichterischen Strebens mit seinem von Natur romantischen Fühlen, bieten dann — zu einem Teil wenigstens — die Sonette des vierten Buches, besonders der Zyklus, einem verstorbenen, geliebten Mädchen gewidmet. — Das Gefühl, von der Mystik befreit zu sein, und die Absage an die Romantik, gipfelnd in einer Huldigung an Handwerk, Leichtsinn und Gesundheit, finden ihren Platz in der allegorischen ‚Reise zum Parnaß'. Dieses Fragment blickt hoffend und mit gefestigter Zuversicht nach einer reichen und schönen Zeit gesundeten dichterischen Schaffens aus. Aber schon die Eklogen des dritten Buches lassen ahnen, daß dem zu schwachen Willen des ebenso Liebenswürdigen wie Liebebedürftigen ein freies Schaffen nicht beschieden ist: er bedarf der Anlehnung und befindet sich wohl nur dann, wenn er den Spuren Größerer verehrend folgen kann, — doch aufrichtig und ohne Pose und nicht aus Sucht nach Erfolg. Arkadisches Schwärmen ist das neue Ziel, dem er entgegenfliegt. Wie ruhelos sein nie befriedigter Sinn in immer neuen Wandlungen sich zu ergehen getrieben wird, bestätigt das höchst charakteristische letzte Sonett des IV. Buches, das 72., welches am 13. Febr. 1810, also kurz vor beendeter Drucklegung der Gedichtsammlung geschrieben ist:

Wer zählt des Dichters wechselndes Beginnen,
So lang' der Jugend Farben ihm gebreitet?
Wer mit der Weisheit Fesseln auf ihn schreitet,
Sieht ihn, gleich Proteus, tausendfach entrinnen.

Stets sucht der Feur'ge Neues zu gewinnen,
Das wider das Errung'ne höhnend schreitet;
Doch ihn, bevor er sich's versieht, umgleitet
Die vor'ge Flut, und spielt mit seinen Sinnen.

So bilden sich die eigenen Gestalten
Unzählig vor ihm; einer kaum entflohen,
Hält ihn, verschönt, die Gauklerin umschlossen.
Kaum ist er, schauriges Gewölk, zerflossen,
Sieht man der eignen Poesie ihn drohen,
Sich wieder dann in bunter Flamm' entfalten.

Eine jener intuitiven Selbsterkenntnis-Proben bei Loeben, die leider unfruchtbar bleiben, weil von der Konstatierung des psychologischen Zustandes gleichsam nicht zur Tat der Wesensfestigung geschritten wird. So müssen denn der Aufschwung und die guten Vorsätze in der ‚Reise zum Parnaß' ephemer bleiben.

3. Arkadische Epoche.

Die bunte Flamme, in der sich seine Poesie nun entfaltet, leuchtet dem idyllischen Leben. Verfolgen wir den Weg, der ihn zu dieser neuen Neigung führt. — Wir hörten bereits: am Morgen des 4. März fuhren die Eichendorffs ab; einige Stunden später verläßt Loeben Berlin.[1]) Er ist am 6. März in Wittenberg und verlebt dort zwei enthusiastische Wochen im Kreise zahl-

[1]) Loeben und die beiden Eichendorffs haben sich am 3. März 1810 in Arnims Stammbuch eingetragen, jener mit den Worten: ‚Das Lebewohl gleicht einem Menschen, der im April am Fenster steht, zwischen Schnee und Südluft schwankend — — wenn Ahndung des Wiedersehens Ahndung wärmerer Näherung ist.' (Steig, Kleists Berl. Kämpfe, S. 492.) Man könnte aus dem Schlußsatz auf ein augenblicklich noch etwas kühles Verhältnis Loebens zu Arnim schließen, von dem aber jener zur Hoffnung sich berechtigt glaubt, es werde in Zukunft sich herzlicher gestalten können. Ich möchte glauben, daß auf Seiten des Märkers eine ausgesprochene Antipathie gegen den sächsischen Dichter bestanden habe. Es scheint mir, als sei die Figur des ‚Reisenden' im zweiten Teil von ‚Halle und

reicher alter und rasch neu gewonnener ‚Herzensfreunde‘. Wie ungemein sein Freundschaftsbedürfnis war, wissen wir: die Schmiegsamkeit und Liebenswürdigkeit seines Wesens muß etwas höchst Anziehendes gehabt haben. Bei Besuchen, Ausflügen, Festen, — das leidige Spiel nicht zu vergessen, das in einer durchwachten Nacht z. B. ihm achtzehn Taler Gewinn brachte, — rückt der Tag der Abfahrt rasch heran. Nach schneller Fahrt über Torgau, Camenz, Bautzen ist er am 23. März im Stift Joachimstein. Das erste, was er tut, ist, sich seinen schwarzen Bart abnehmen zu lassen: ‚weil er beraisonniert wird.‘ Wir entnehmen Brentanos boshaftem Brief an Görres, wie sehr der Bart Loebens Antlitz entstellt haben muß: das Gesicht habe ausgesehen wie ein verschimmelter Käse.

Der Frühling in der Lausitz war herrlich; Loeben schwelgt in der Schönheit dieser Natur. „... Nicht in Worte kann ich es fassen, wie mir bei diesem ersten Frühlingsdämmern — — zu Muthe ist, alles sich mir auflöst in die eine Sehnsucht, die mich so ganz umfassend eingenommen hat, wie ich mich sehne nach dem ersten Liede, das dieselbe ausdrücken wird, und es mir mit diesem Liede geht wie in der Vorrede zu Isidorus' Reisebuch dem Menschen unter dem Baum,‘ — (gemeint ist p. III, sqq.). Der nächste Tag bringt das ersehnte Lied, dessen erste Zeile das Tagebuch erhalten hat:

Könnt ich in Ein Ach! es fassen — — —

Ein andres, wenige Tage danach entstandnes enthält das Tagebuch ganz, das Loebens unbestimmt-poetische Stimmung und das Gefühl schmerzlicher Geteiltheit zwischen seligen Erinnerungen an die jüngst verlebte Wittenberger Zeit und dem stillen Leben auf dem Lande schön ausspricht:

Jerusalem‘ (s. S. 432 f.) mit seiner wortreich prangenden Begeisterung und gleichzeitigen Tatenlosigkeit, — wenn auch durch Loebens Erscheinung nicht direkt angeregt, doch eine Gestalt, geschaffen, um Männer seines Schlages zu ironisieren. —

Und so verschweben jetzt die Tage
In ahndungsvoller Dämmrung mir,
Getheilt in Hoffen und in Klage,
In selig Dort und stilles Hier.
Was ich gedenk und was ich sinne,
Es ist mir alles wie ein Traum,
Wo man von einsam ernster Zinne
Hinüberschaut zu fernem Raum.

Nur eins ist fest in meinem Herzen,
Und alles andre stumm und los,
Ich ziehe zärtlich in den Schmerzen
Die Blüthen heißer Sehnsucht groß.
Mich lockt nichts ab von ihrer Pflege,
Kein Wunsch, der mit Erfüllung prangt,
So daß mir vor dem nächsten Wege
Und vor dem nächsten Ziele bangt.

O zeig in wechselnden Gestalten
Dich, gottgesandte Liebe, mir,
Wenn ich in Einer festgehalten,
Wie eine Blüthe am Spalier.
Es weke mich der Donau Brausen
Zu neuer Kraft in Hoffnung auf,
Und heitre Näh und heilig Grausen
Durchströme mich von ihrem Lauf.

Mir fernre Wunder zu enthüllen
Gefalle Dir, o Poesie, . . .

hier bricht das Fragment ab, aus dem wir zugleich den Wunsch Loebens kennen lernen, Österreich zu besuchen. Vor allem die Sehnsucht nach seinem Bruder Ferdinand, dem Adjutanten des Erzherzogs Karl, zieht ihn dahin. Mitte Mai beginnt die Reise. Aber Anfang des Monats lernt er durch eine französische Bearbeitung (Florian) Cervantes' ‚Galathea' kennen, und diese Lektüre offenbar weist dem Strom seiner Produktivität die

Richtung. Er beginnt in höchstem Feuer einen Schäfer-Roman,[1]) eben ‚Arkadien', schafft unaufhörlich an ihm und nimmt das Manuskript auch auf die Reise mit. — In Wien und dessen näherer und weiterer Umgebung (Baden z. B.) bringt er zehn schöne Wochen zu, immer mit seinem Bruder zusammen, viel im Hause des von ihm vergötterten Friedrich Schlegel und seiner Frau, der Loeben ‚teuren und lieben' Dorothea; auch sonst, wie immer, in reicher Geselligkeit. Einige der seligsten Tage aber und göttliche Stunden, — um in seinem Stil zu reden — verdankt er der stürmisch errungenen Freundschaft Varnhagens von Ense. Am 14. Juni, Vormittags, — er arbeitet gerade am ‚Arkadien' — tritt ein Fremder bei ihm ein, ‚und welche Freude! — es ist Varnhagen! Selige, reiche, volle Stunden mit ihm; um 12 Uhr ging ich zu ihm, er theilte mir Justinus Kerners Geschichte mit, wir aßen zusammen in der Östr. Kaiserin, um 7 Uhr mußte er nach Baden, ich hoffe ihn morgen wieder zu umarmen, er hat mich sehr gelobt, er ist mir sehr theuer geworden.' So berichtet gedrängt Loebens Tagebuch. Am nächsten Tage trafen sie sich in Baden. Nun erst erschließen sich die entzückten Herzen ganz. Loeben brachte seine Gedichte mit: ‚wie himmlisch wohl mir ward, wie ich ihn lieben lernte, wie seine Thränen floßen, die Stralen seines herrlichen klaren Geistes sich verbreiteten, wir Brüder wurden, beisammen selig saßen, ich ihn dann begleitete, unter innigen Umarmungen schied, — malt keine Feder.' Zwei Tage später sahen sie sich zum letzten Mal: Varnhagen mußte Wien am 18. früh verlassen. Hören wir diesen nun, der als ein alter Mann der Begegnung gedenkt.[2]) Es verlohnt sich, ihn in extenso an-

[1]) Der erste, der diesen alten Weg von neuem beschritt, war er nicht. So war z. B. Wilhelm von Schütz' ‚Garten der Liebe' bereits erschienen, wohl auch damals schon von Loeben gekannt. Doch nur die Sphäre ist gemeinsam und die Gesinnung; in der Nachahmung der alten Vorbilder und ihres Tons geht Loeben weiter.

[2]) Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens, Leipzig 1846. Bd. VII. S. 49ff., 55ff.

zuführen, sowohl um der Richtigkeit seines allgemeinen Urteils willen als wegen der Eigenartigkeit der für Zeit und Personen typischen Situation. Die Herzlichkeit des Tons erinnert gelegentlich an Friedrich Strauß (Dionysius), den Oberhofprediger, den noch als Greis die Rührung übermannt, da er von Loeben spricht. Varnhagen erzählt: „... Mitten in diesem sehr prosaischen Thun überraschte mich eine romantische Ansprache. Otto Heinr. Graf v. Loeben ... wandte mir blindlings die überschwänglichste poetische Neigung zu. Wir machten ja beide Sonette, erkannten im Norden Fouqué, im Süden Uhland und Kerner als vorleuchtende Genossen an, so mußten wir unfehlbar als Verbrüderte einander ans Herz drücken! Loeben war ein zarter edler Jüngling, kaum ein Jahr jünger als ich, ein liebevolles, weiches Gemüth, ein schönes leichtflüssiges Talent, er schwelgte in hohen, innigen Gefühlen, in heftigen dichterischen Sehnsuchten, meist ohne festen Gegenstand, aber nur desto unruhiger und schmerzlicher griff er nach allem, was ihm einen Augenblick einreden konnte, seinem poetischen Wesen zu entsprechen oder mit ihm zu verschwimmen. — In der Lausitz, woher er gebürtig war, hatte ein Kreis bewundernder Stiftsdamen ihn frühzeitig gehegt und geliebt, in Heidelberg, wo er seine Studien gemacht, eine Schar schwärmerischer Freunde ihn vergöttert. ... Loeben wehrte sich zwar gegen solche Überschätzung und meinte, wenn er etwas sei oder geleistet, so gebühre den Göttern die Ehre, nicht ihm, der verdienstlos und fast bewußtlos ihr Werkzeug gewesen; aber die Atmosphäre der Schmeichelei hatte ihn zu lieblich umflossen, als daß ihm nicht angenehm gewesen wäre, dies weiche Element in Wien ebenso wiederzufinden. — Er hatte hier einen lieben Bruder; ... ein wackerer, gutmüthiger Mann, der die Poesie des Bruders als ein Stück seines Wesens mitliebte, sonst aber nicht darauf einging und noch weniger sie thätig erwiderte. So war ich denn seinem Herzen höchst willkommen, und er umfaßte mich mit all seiner harrenden Sehnsucht. ... Ich muß bekennen, daß er mich wirklich überwältigte und mir auf Augenblicke

mehr Empfindsamkeit aufnötigte, als mein damaliger Lebensmoment tragen zu können schien. Seine eigentliche Kraft hierbei war aber eine sittliche; er trieb seine Schärmerei aus reiner, edler Liebe, ohne eine Spur von Scheinsamkeit, aufrichtig und unselbstsüchtig, es war ihm nicht um Lob zu thun, er spielte keine Art von Rolle dabei, und so hatte seine Zartheit und Zärtlichkeit wirklich etwas Rührendes und Ehrwürdiges. — — Gleich nach dem ersten Besuche überraschte mich ein feuriges Sonett. — — Mich übernahmen bald ernste Gedanken über die neue Bahn, die nun entschieden vor mir lag. In diesen Betrachtungen fand mich L., der mir nach Baden nachgekommen war, und wir blieben im Freien zusammen bis zur späten Nacht. Er öffnete mir sein ganzes Herz, und ich sah die zarteste Sinnesweise, die lieblichste Seelenfreundlichkeit vor mir ausgebreitet: er sprach begeistert von seinen dichterischen Entwürfen und Hoffnungen, ganz ohne Eitelkeit, wie von einem Auftrage, den er auszurichten habe, mit Freude zugleich und Wehmuth, denn er fühlte sich zwar berufen, aber doch unzulänglich, und für das irdische Leben nicht kräftig genug ausgerüstet. Wie ich ihn so vor mir sah, seine schmächtige Gestalt prüfend, mußt' ich unwillkürlich denken: ‚Armer, du wirst nur allzubald dich aufreiben!‘ und in demselben Augenblick rief er aus: ‚O ich weiß es wohl, ich bin ein dem frühen Tode geweihtes Wesen!‘ — Unser Scheiden geschah in tiefer Rührung, und doch nicht ohne komische Beimischung. Er drückte mir verschämt und verstohlen, wie man Almosen gibt, ein Blättchen Papier in die Hand, und ein Almosen auch war es, ein poetisches, zarte Verse mir zum ‚Lebewohl‘ gedichtet.[1]) Bei ungestümer Umarmung fielen uns die Hüte vom Kopf, sie schlugen dumpf auf den

[1]) Dieses Gedichtchen lautet:

So verlassen, so verlassen
Dünkt' ich mir in dem Gewühle,
Denn die Ströme der Gefühle
Wollte keine Urne fassen.

Boden, rollten nach verschiedenen Seiten, und es mag lächerlich genug ausgesehen haben, als wir suchend uns bückten, um sie wieder aufzuheben.‘ -- —

Anfang August verlassen Ferdinand und Otto Heinrich die Kaiserstadt: ‚Mit einer paradiesischen Reise durch Steiermark und Österreich beschloß ich meinen Aufenthalt in dem mir so heiligen Lande‘, schreibt Loeben an Varnhagen. Auch Prag wird berührt, — wir bemerken: die Örtlichkeiten, in denen die Ereignisse Arkadiens spielen; das meißnische Land, als Loebens Heimat, kommt noch hinzu. — Ende des Monats sind beide Brüder zu Hause. Eifrig wird nun an ‚Arkadien‘ fortgearbeitet; Feste und alle geselligen Vergnügungen sind dem gesellschaftsfrohen Dichter in dieser Zeit überaus lästig. Oft wünscht er sich, wie er Varnhagen einmal schreibt, völlige Ruhe und Stille in ländlicher Abgeschiedenheit. Im Oktober scheint das Wesentliche am ersten Teil getan. Loeben reist um die Mitte des Monats nach Wittenberg, wo er das Jubiläum seines alten Lehrers, des Professors Wiesand, am 13. November feiern half. Der große Ball, den die Studenten ihm zu Ehren gaben, ‚war der brillanteste, frohste und traulichste,‘ den er in Wittenberg erlebt hat: ‚Alles war froh, alles harmonierte, alles drückte Zufriedenheit und Erkenntlichkeit aus.‘ Nach dieser heitern Episode, in der doch ‚Arkadien‘ nicht bei Seite gelegt worden,

---

Kommst schnell du daher gegangen,
Freud'ger Strom verwandter Liebe,
Daß ich nicht so einsam bliebe,
Und ich halte dich umfangen.

Geh' nur weiter, geh' nur weiter,
Bist du gleich vorbeigerauschet;
Viele Wellen sind vertauschet,
Viele Wellen sind Begleiter.

Seine Urschrift, vom 17. Juni datiert, ist von Varnhagen mit anderen poetischen und prosaischen Andenken und Briefen Loebens an ihn und Helmine von Chézys an Loeben sorglich bewahrt; diese bilden den Inhalt des mehrfach erwähnten Faszikels Varnh. a 33 der Kgl. Bibl. zu Berlin.

fuhr er weiter, bis Rathenow, und besuchte seinen Freund Fouqué in Nennhausen. Mit Liebe und Freude wird er von ihm und seiner Gattin Caroline aufgenommen und bleibt drei Wochen auf dem Gut, anregend und angeregt: ‚Alles aufzuzeichnen, was hier gelesen wird und ich kennen lerne, ist unmöglich. Jeder Tag ist eine Akademie.‘ Fouqué wird sein ‚Arkadien‘, soweit es fertig ist, vorgelesen und erhält lebhaften Beifall. Aber eine merkwürdige Ruhelosigkeit erfüllt den jungen Dichter: am 12. Dezember geht's wieder nach Wittenberg zurück, um im vertrauten Freundeskreise dieser lebhaften kleinen Universitätsstadt das Weihnachtsfest 1810 zu erleben. Auch die nächsten Wochen bringt er hier noch zu, am ersten Teil seines Romans arbeitend, der nun druckfertig ist. Februar und März 1811 sehen ihn wieder in Nennhausen. Nun wird ‚Arkadien‘ Sander zum Verlag angeboten, aber abgelehnt. Auch Reimer nimmt ihn nicht;[1] schließlich Christ. Gottfr. Schoene in Berlin.

Während am ersten Teil noch gedruckt wird, überkommt den rasch Arbeitenden, der seit dem April wieder in der Lausitz weilt, in Nieder-Rudelsdorf und Joachimstein, frische Lust zum zweiten Teil des Romans. Wieder, wie ein Jahr zuvor, ist der Frühling ‚zeitig und paradiesduftig‘ da, und unter seinem belebenden Einfluß schafft Loeben so eifrig, daß auch dieser Teil noch im Sommer fertig wird; ja, Mitte Juni ist er schon beim 9. Buch — jeder Teil enthält drei Bücher —, Mitte Juli denkt er schon an einen vierten Teil, und Mitte August hat er bereits das 12. Buch begonnen. Ende September erhält er neun Druckbogen des zweiten Teils. Zwei Wochen später verläßt er das Stift und ist am 21. Oktober zum dritten Mal in Nennhausen, diesmal zu längerem Aufenthalt, bis in den Januar 1812. Den dritten und vierten Teil Arkadiens führt er mit, aber nach wenigen Lesungen schon bestimmten ihn seine Freunde dazu,

[1] Vgl. R. Steig. Neue Kunde zu H. v. Kleist. 1902. S. 43f.

beide zu unterdrücken, und als ihm dann am 24. November 1811 die ersten Exemplare des zweiten Teils vom Verleger gesandt werden, erhält er wunschgemäß auch das schon eingereichte Manuskript des dritten zurück. Weder die Handschrift dieses noch des vierten Teils hat sich im Nachlaß gefunden.

Mit ‚Arkadien‘ rücken wir einer verschollenen Vergangenheit wieder nahe. Wir wandern mit dem Dichter zurück in die Zeiten der Schäfer- und Ritterromane, die Gestalten des Darinel und der Königin Pintiquiniestra aus dem ‚Amadis‘, die Welt der ‚Diana‘ des Montemayor, der ‘Galathea‘ des Cervantes werden in diesem Werk wieder lebendig, das Sidneys ‚Arcadia‘ — in Opitz' deutscher Bearbeitung bekannter — seinen Titel entlehnt, wie es d'Urfés ‚Astrée‘ den Namen ihres Haupthelden Celadon, oder Coeladonis in Loebens Schreibung, entnimmt. Doch in Tendenz und Gestalt nähert er sich mehr der spanischen Produktion. — Wieder erleben wir einen Exzeß der Nachahmung bei dem jungen Dichter, aber von jenem früheren, dessen Gipfel die Gestaltung des ‚Guido‘ im Heidelberger Jahr war, doch nach zwei Richtungen hin unterscheiden: zunächst weder unter so unmittelbar, fast persönlich wirkenden Eindrücken stattfindend, und also auch nicht so die Tiefen erregend wie damals, noch in solcher Ausdehnung, d. h. den gesamten Menschen ergreifend und umbildend. Andrerseits hat diese Versenkung in die Schäferwelt eine starke natürliche Wurzel im eigensten Wesen Loebens. Ihn hat immer Sehnsucht nach ländlicher Heiterkeit, nach anakreontischem Liebesgetändel, nach einem Hirtenidyll erfüllt, eine zugleich schwärmerische und über die Wirklichkeit sich hinwegsetzende Verehrung der Natur, — ein Stück jenes starken Gefühls, das aus Rousseaus Geist in den ‚Werther‘ überströmend ein Grundelement der Goetheschen Weltauffassung geworden war. Hier nun, bei Loeben, zeigt sich in einer besondern, weichern Umhüllung der Kern aufrichtiger Naturliebe.

Aus mehr als einer still wirkenden Tendenz erwuchs dieser Roman; so dürfen wir in ihm wohl das Symptom eines sich

Abspannens nach Jahren der Überreiztheit erblicken. Idyllische Poesie entsteht aus einem Bedürfnis, von der Höhe überfeinerter Kultur zum betrachtenden Genuß natürlich kindlicher Zustände herabzusteigen. Auch in diesem Fall späten Epigonentums äußert sich bei einem mit den romantischen Idealen der Zeit gesättigten, ja übersättigten Dichter eine — allerdings nur vorübergehende — Reaktion gegen die zeitgenössische Kompliziertheit des Fühlens, die Loeben in sich so stark empfunden hatte. In dieser Tendenz begegnet seine Reaktion sich mit jener allgemeinen, deren Opfer kaum zwei Jahrzehnte später die romantische Bewegung überhaupt ward. Nur daß hier die frühe, noch vereinzelte und vorübergehende Reaktionserscheinung — entsprechend der unselbständigen und weichlichen Gesinnung ihres Urhebers — in einer literarischen Epoche der Vergangenheit, der Schäferdichtung des 17. Jahrhunderts, sich auslebt, statt aus dem eigenen Gefühl heraus Neues zu schaffen. Dieser Dichter konnte nur rückwärts oder in nebelhafte Ferne blicken.

Der Inhalt des Romans ist nach dem, wie es scheint, einzigen ganz erhaltenen Exemplar, auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin,[1]) in Kürze folgender.

[1]) Es wurde 1900 erstanden, nachdem das erste 1894 verloren gegangen war. Der erste Teil Arkadiens findet sich noch in der Bücherei des Herrn von der Malsburg auf Escheberg bei Kassel. Die Seltenheit des Buches mag der bald, schon ein Jahr nach seinem Erscheinen sich einstellende Haß des Autors gegen sein Werk erklären, für den der Brief an Fouqué vom 27. Nov. 1812 beredtes Zeugnis ablegt. (Briefe an Fouqué, 1848, S. 234 ff.). Loeben schreibt dem Freunde in dieser langen Herzensergießung: ‚Ich habe keine Ruhe, bis ich alle Bücher, Papiere, die mich an die magern fünf Jahre erinnern, dem heiligen Fegefeuern dargebracht. Die Berliner Gedichte, Arcadien, viele einzelne Sachen sind für ein großes auto da fe bestimmt, ich freue mich auf das Fest und habe aus Ungeduld schon manches zuvor verbrannt; die 20 Exemplare, die ich von dem ganz schändlichen zweiten Theile des Arcadiens erhielt, werden auch vernichtet, und wenn ich das Geld hätte, so möchte ich alle Exemplare der genannten Bücher, die noch liegen, ankaufen und zerstören. Ihr hattet Recht mich an der Herausgabe Arcadiens hindern zu wollen. Der zweite Teil ist das infamste Thier von einem Buche, was ich kenne; Du hast mich lieb, also erfülle meine

Erster Teil.

1. Buch. Mit einem Preis der allmächtigen paradiesischen Liebe suchen schmachtende Schäfer an einem wundervollen Maienabend das Leid ihres Herrn zu lindern, dem der Tod die Liebste entrissen, der nun den Degen mit dem schlanken Schäferstab vertauscht hat und als ‚der Traurige' in süßen Jammer und Tränen verloren in ihrer Gemeinschaft lebt. Unter Fruchtbäumen sitzend zu Füßen sonniger Weinhügel lassen die Schäfer ihre Terzinen über duftende Triften schallen, die zu einem jener Täler gehören, welche die Elbe zwischen den böhmischen Gebirgen und den Fluren Meißens bildet. Während der Traurige im blumigen Grase begraben von der Schönheit einer kurzen Trennung Liebender und von der Sehnsucht als dem tiefsten Geheimnis der Liebe spricht, sammeln sich Schäferinnen und Schäfer um Cöladonis, der eine Liebesgeschichte zu aller Ergötzung berichtet! Da er sie oft und immer gern und wohlgefällig erzähle, habe es sich gefügt, daß die Reime sich in die Erzählung gemischt, und so beginnt er nun: die sanfte, schöne Florismena blieb völlig unberührt von den Flammen der Liebe. In höchster Anmut lebte sie zurückgezogen ihrer Unschuld und trieb ihre Schäflein

inständige Bitte, wirf Dein Exemplar und auch die Berliner Gedichte in's Feuer. Laß mich nicht vergebens bitten! Und wen Du wieder darum bitten kannst, den bitte. Vergiß es nicht!" Wie anders hatten noch nicht zwei Jahre vorher die seligen Worte eines Briefes an Varnhagen über seinen Schäferroman, seine Stimmung und innere Bestimmung dazu gelautet!

Es war sein Verhängnis, nie befriedigt von Sehnsucht zur Sehnsucht durch das Leben getrieben zu werden. Geblendet von eingebildeter Farbenpracht der Gegenwart und haltlos in ihrem Überschwang; wenn die rasche Begeisterung verflogen war, ernüchtert vom alltäglichen Grau, und — so gewarnt — doch niemals imstande Maß zu halten. Wenn er als Mensch zu genießen verstand — vielleicht ein Lebenskünstler wie er sich wünschte —, aus den Genüssen Kunstgebilde zu schaffen war ihm versagt. —

in die Einsamkeit. Der Schäfer Werben wies sie ab, so erregte sie den Neid und Unwillen der Schäfer wie der Schäferinnen. Nur Dulcis blieb ihr unwandelbar treu; ihm schenkte sie zwar keine Liebe, doch Vertrauen, ihm versprach sie, von seiner Hingebung gerührt, ihre Hand, wenn er drei Jahre jeder Gunstbezeigung ihres Armes oder Mundes entsagen, wenn er sich völlig bezwingen wolle. Mit seliger Freude geht Dalcis darauf ein. — Unter den Zuhörern dieser Erzählung befindet sich ein Fremder, zwar in schäferliche Tracht gekleidet, doch als Kavalier am Ordensband, das von der Schulter zur Hüfte lief, kenntlich. Er folgt, ein Nebenbuhler des Dulcis, der Erzählung mit vielen Seufzern und berichtet nun, was seit jenem Übereinkommen zwischen Florismena und ihrem Verehrer sich ereignet. Dulcis habe auf das standhafteste seinen Schwur gehalten, der Paladin ihrer Unberührtheit zu sein. Dann sei er kürzlich um einer Erbschaft willen nach Österreich gereist. Dieser Umstand habe ihn selbst verführt, von den Füßen der Hofdamen hinwegeilend noch einmal die Schäferin zu seiner Königin zu machen, doch all sein Schmachten sei ohne Erfolg geblieben. Plötzlich entdeckt der Kavalier (Olint ist sein Name) in einiger Entfernung unter Bäumen eben den Dulcis in Gesellschaft eines Unbekannten und entweicht voll Empörung und Verzweiflung. Gleichzeitig erhebt sich im nahen Hohlweg Hilfegeschrei: zwei Ritter sind dabei eine Schäferin ihres Sträubens ungeachtet zu entführen. Sie befreit der Unbekannte mit überlegener Kraft und erwirbt sich die dankbare und demütige Verehrung der versammelten Schäfer. Als der Name des Unbekanten ergibt sich Clarinet. Auch er ist ein Schäfer. Er lagert sich zu ihnen und erzählt in wehmütiger Erinnerung von einem holden Gefährten, den er in

Steiermark kennen gelernt. ‚Wenn er kam, lachte mir der Morgen, mir war als ob ein feines Gold sich über dem Grün verbreitete, und wenn er schied, durchdrang mich eine Sehnsucht, die zugleich leiblich und geistig war.' Dieser innig Geliebte verließ ihn eines Tages und ist seitdem spurlos verschwunden. Einen traurigen Herbst und Winter verlebte er voll sehnsüchtiger Unruhe, bis nun im Frühjahr unsäglich fragendes Verlangen ihn in die Fremde dem ‚süßen, blonden' nachlockte. Auch des heimkehrenden Dulcis Beispiel trieb ihn fort, der auf seiner Fahrt nach Österreich ihm befreundet geworden.

Derweilen naht sich der ‚Traurige' und lädt die Schäfer ein, zum ‚Elsgrunde' am Fuße seines nahen Schlosses zu wandeln und das Grabmal seiner Liebe zu besuchen. In enger Schlucht inmitten eines Haines steht efeuumstrickt der Liebesbau, dessen Pforten ein Engel aus blendend weißem Steine mit gezogenem Schwerte bildet. Decke, Wände, Fußboden sind mit Spiegelglas belegt, welches die Fülle der köstlichen Blumen und den Sarg aus Bergkristall in der Mitte widerstrahlt. Die Entschlummerte umhüllt ein rosenfarbener Teppich. Unter den leisen Klängen einer himmlischen Musik sinken die Schäfer verehrend nieder. Danach berichtet der ‚Traurige' den Aufhorchenden die Geschichte der Söhne seines Ahnherrn Guntibert, Fortunat und Liebmund. Beide verliebten sich in eine im nahen Tale wohnende Schäferin Rosemund; Fortunat verfolgte sie mit wilder Glut, aber Liebmund sie schützend stach den Bruder nieder und entfloh darauf mit der Geliebten in eine Waldhöhle, wo sie fastend und betend ihre Sünde zu büßen trachteten. Eines Tages entfernte sich die Schäferin, um aus der fernen Hütte ihre Bücher und Zither zu holen. Lange Tage wartete Liebmund ver-

geblich ihrer Rückkehr, bis plötzlich mit großem Gefolge Rosemund in Begleitung ihrer fürstlichen Mutter nahte, welche die edle Abkunft der Tochter bezeugte, während Fortunat in Pilgergewand dem beglückten Bruder als dem Tod entronnen sich zeigte. Die Liebenden wurden getraut, lebten bis zum Herbst im einsamen Walde ihrer Pönitenz; dann lange Jahre in Frieden.

2. Buch. Dulcis und Clarinet wandern weiter und gelangen in das Tal, in dem die Herde der Florismena weidet. Sie treffen die Schäferin, wie sie, ein Lamm mit elfenbeinernem Kamm strählend, neben ihrer Freundin Aurora sitzt. Nach freundlichem Willkomm scheiden sich die Paare unter hohen Bäumen Schatten suchend, und während Dulcis ein freudiges Lied zu Ehren seiner Schäferin singt, erzählt Aurora Clarinet ihre Lebens- und Leidensgeschichte. Sie stammt aus dem adeligen Geschlecht der Herren von Wiblingen; ihre frühe Jugend erging sich auf dem Bergschloß des Vaters am Ufer des Neckars; nach seinem Tode vereinsamt, entschloß sie sich Schäferin zu werden. ‚Es dünkte mir die Schäferei unter allen irdischen Beschäftigungen als die unbescholtenste und von der es am denkbarsten sei, daß sie unter dem Paradieseshimmel fortgeführt werden könne. Denn es gibt viele Stände unter den Menschen, die bloß durch die saure Notwendigkeit und einen großen Eifer wichtig gemacht, und einzig durch Gottesfurcht und Gefühl aller menschlichen Sündhaftigkeit und Hilfsbedürftigkeit veredelt werden können. Die schönsten irdischen Lose sind dagegen, die den Menschen unter freien Himmel, auf friedliche Fluren, reinluftige Berge, und zur Unschuld und jener Wonne führen, die in einem gewissen kindlichen Verkehr mit dem Himmel steht; diese Zustände,

die an das Paradies erinnern, wo der Mensch vor keiner Witterung und Kälte das Himmelszelt mit andern Betrachtungen zu vertauschen hatte, sind gewiß denen an die Seite zu setzen, welche die Tugendhaftigkeit, die jetzt allein wieder gen Himmel führen kann, nachdem wir das Leben in der Liebe verloren durch Adam und Eva, zum Ziele haben, deren größte Zier und göttlichste Blüthe gewiß der Ritterstand ist. Aber von jenen Beschäftigungen unter offenem Himmel dünkte mir keine naturgemäßer und sittlich lieblicher als die der Schäfer. Denn er trinkt den ersten Hauch alles Wohlduftenden, er kommt mit dem Morgen, der Farben und Süßigkeiten bringt, auf die Flur, und liest sich die wärmsten Nächte aus, die Erde mit seinen Träumen zu beziehn, wie die Sterne mit seinem Gold den Himmel. Überall ist ein geweihter Ort wo er beten kann, er hat nur gutmüthige Geschöpfe um sich her, und lebensfrohe, die Luft macht ihn gesund und zu jeder Beschützung seiner Herde stark, daß Zartheit der Empfindungsweise mit dem Harnisch der Jugendmacht umgeben und mit dem Panner der Herrlichkeit ausgestattet ist'[1]).

Aurora übernahm die Herde einer ihr befreundeten Frau Renata im Bezirke des ‚Wolfsbrunnens[2]), unfern der guten Stadt Heidelberg'. Dort umschloß ein kleines Haus zur Nachtzeit sie und was noch ihr eigen war auf der Welt. So verfloß der erste Sommer in vertrautem Umgang mit der herrlichen Natur, und über

[1]) Ich bringe diese Stelle in extenso, denn sie scheint mir ebenso bezeichnend für die Neigungen des Dichters wie bedeutsam zur Würdigung der Beweggründe, die Loeben der Beschäftigung mit der arkadischen Poesie zuführten.

[2]) Wir erinnern uns des 19. Sonetts in den Gedichten von 1810 (S. 279), welches den ‚Wolfsbrunnen bei Heidelberg' besingt.

den Winter halfen ihr schöne Historienbücher und die Gastfreundlichkeit der Frau Renata hinweg. — Aber der nächste Frühling brachte über die Völker den Krieg und störte den Frieden auch ihres stillen Winkels. Truppen lagerten in der Nähe, eines Tages überfielen gar trunkene Soldaten ihre Herde, und nur ihre Unerschrockenheit und die Dazwischenkunft eines vornehmen Führers schützten sie vor Unbill. Mit diesem Offizier aber, Aegidius, verband sie vom ersten Augenblick an innigste Zuneigung. Jede freie Stunde verbrachte er in süßen Gesprächen und Liebkosungen mit ihr, die ihm den Namen Delitio gegeben hatte. Doch das Heer rückte weiter, eine vorläufige Trennung war unvermeidlich; mit Hinterlassung von drei Sonetten mußte Delitio, aus ihren Armen gerissen, dem Rufe der Trompeten folgen, Aurora blieb trostlos zurück. Da eines Abends kam eine wunderschöne Dame zu ihr, es war die Gattin des Obersten des Regiments, bei dem Delitio stand. Der Oberst hieß Rochus; Thekla, so war ihr Name, wollte ihn aufsuchen und nahm Aurora gern mit. — Doch auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen, erfuhren sie von einer eben geschlagenen, ihnen siegreichen Schlacht, gleichzeitig aber, daß Delitio, von dem Wunder der Tapferkeit berichtet wurden, vermißt werde. Die tapfere Aurora suchte das Schlachtfeld ab, bis sie ihn noch atmend fand, und brachte ihn in ein Kloster der Stadt Würzburg, welches dem heiligen Hause der barmherzigen Schwestern angehörte, und pflegte sein in aufopfernder Treue. Und er gesundete wirklich: die Liebe vollendete die Genesung.

3. Buch. Aurora fährt in ihrem Bericht fort: Langsam gekräftigt betrieb Delitio schon die Abreise zu seinem Regiment, als er, allein unterwegs, durch eine herumstreifende Horde abgefangen wurde, von welchem neuen

Unglück er der Geliebten durch einen Zettel noch Nachricht zu geben wußte. Diese bat rasch entschlossen Rochus und Thekla, ihr einen sicheren Führer zu senden, der ihr einen Weg bis zu ihnen bahnte, mit denen sie nun um jeden Preis vereinigt sein wollte. Thekla schickte ihren Bruder Valentin, ohne zu wissen, daß dieser Bösewicht in verschlossenem Herzen seit Jahren schon bittersten Haß gegen Delitio nährte, um dessentwillen er von einer Dame verschmäht worden war. Ergebenheit heuchelnd führte Valentin seine Schutzbefohlene auf sein einsames Schloß in Böhmen, sperrte sie in ein Turmgemach und ließ ihr Schreibzeug und einen Dolch für den Fall, daß sie vergeblichen Harrens überdrüssig werden sollte. Dann sandte er die Nachricht ihres plötzlichen Todes ins Lager. — Während Aurora trostlos schmachtete, hatte Delitio in wunderbarer Weise sich von der räuberischen Bande befreit, und eilte nun dem Lager zu, durch das schon die ‚Friedenstaube sich schwenkte'. Hier vernahm er die erlogene Botschaft von Auroras Tode. Bald fand sich auch Valentin ein und forderte Delitio unter der Begründung zum Zweikampf heraus, er habe die Dame seines Herzens durch seine Kälte und Unehrerbietung beleidigt. Delitio, von höchstem Abscheu gegen Valentin erfüllt und in wütendem Grame, daß dieser Unmensch einziger Zeuge der letzten Stunden seiner Aurora gewesen, nahm die Forderung an, verwundete den Gegner tödlich, entfloh übereilt und an allem verzweifelnd: — — — ‚Mein Leben ist nur noch äußerlich da, innerlich bin ich dieser Welt gestorben und nur in der Liebe leb' ich und streb' ich fort. Mag denn auch mein Name verschollen seyn, wie Glück, Menschen, Ehre, Ruhm, Hoffnung, Lust an den Waffen und die Menschen mir verschollen sind'. Dieser Brief war sein letztes Lebenszeichen, dann ver-

schwand jede Spur von ihm. Valentin lebte wieder auf, aber er hatte den Verstand verloren. — Auroras mutvoller Sehnsucht war es währenddessen geglückt, ihrem Gefängnis zu entrinnen. Sie traf bei ihrer hastigen Flucht auf jene Schar von Schäfern und Schäferinnen, welche Dulcis auf seiner Reise nach Österreich ein Stück Weges das Geleit gaben, und schloß sich eng der liebevoll teilnehmenden Florismena an; ihre Briefe erreichten Rochus und Thekla, die nun zwiefachen Anlaß zu jammern hatten. — ‚O himmlische Glorie, du Heldensaal, worin alle wahrhaft Adlichen wandeln, du Paradieseslaube worunter alle wahrhaft Liebenden sich ergehn, ich mache meinen Schäferstab zum Pilgerstabe nach dir, und also zieh ich hin auf der liebeleeren Haide,‘ also beschloß Aurora die rührenden Reden in denen sie einer Weberin gleich, die auf einem bunten Teppich den Inhalt irgend einer Liebesgeschichte in verschlungenen Gemälden angebracht, den andächtig zuhörenden Clarinet mit ihrem ganzen Schicksal bekannt gemacht hatte.‘ —

Während dieses Berichts sammeln sich immer mehr Hirten und Mädchen, die neu angekommenen Freunde zu begrüßen und kennen zu lernen. Es erhebt sich der Wunsch, den fröhlichen Tag mit einem Mahle zu beschließen. Die nächsten Waldbäume geben das Gerüst zu einer Art Zelt, Rasensitze werden rasch errichtet, und auf einen langen niedrigen Felsblock, der recht geeignet inmitten jener Bäume im Boden eingemoost war, setzt man Milch, Wein der nahen Gebirge, jungen Honig und Erdbeeren nieder. Ein munterer Quell sprudelt zu seiten des Gezeltes. — Vom Wald her erklingt, während unten geschmaust wird, ‚goldnem Taubenbuhlen vergleichbar‘ das süßgirrende Tönen lockender Jagdhörner, Lärm der Treiber und Rüdengebell. Zwei

Jäger sind vorausgeeilt, Arborin und Hubertus, lehnen sich an zwei Tannen, ohne der Schäfer ansichtig zu werden, und beginnen einen Wechselgesang in Stanzen über Jägerei und Waldleben. Plötzlich erblickt Arborin die Schäfer, wankt und entflieht eilig, von seinem Gefährten gefolgt. — Bald verhallt der Jagdlärm, und während durch das erhellte Gefilde und den träumenden Waldschatten hierhin und dorthin sich zärtliche Paare zerstreuen, schreibt Dulcis im Mondlicht auf die Rinde eines Baumes ein Sonett, sein entsagungsvolles Los betrauernd. Das ausgezeichnete Gedicht lautet:

Sie kosen miteinander, und sie spielen,
Es ist ein dicht zusammen Sizen, Ruhen,
Wie ein Gemäld' auf Laden oder Truhen
Sind sie zu schau'n auf weicher Grüne Dielen.

Sie tändeln mit gepflückten Kleeblatts Stielen,
Sie schmeicheln, dran sich lehnend, seidnen Schuhen,
Was nur sie thun, es ist ein lieblich Thuen.
Ach viele süße Küße blühen vielen.

Weil sie so scherzen, herzen, bliken, niken,
So lächeln, und mit Aug' nnd Locke fächeln:
Steh ich dahier, steh' hier ich ganz alleine,

Sie kennt mein Nez, und wüßt' es wohl zu striken;
Die goldnen Fäden ruhn im Augenscheine
Doch, „nicht der Liebe dien' ich," sagt sein Lächeln.

Florismena aber, der diese bewegte Klage gilt, streift durch den Wald, mit jener ruhigen Zufriedenheit, die der Quell all seiner Leiden ist, der Wiederkunft ihres Schäfers nachsinnend. Da sieht sie einen schlanken schönen Ritterjüngling unbeweglich vor einer alten Eiche stehen, das anmutig-schwärmerische Antlitz dem Stamme zugekehrt, auf der Hand einen Falken tragend. Wie

durch fremden Zauberzug getrieben, nähert sich Florismena, aber ohne aufzublicken ruft der schöne Ritter: „Hinweg! Geräusch da unten!“ und als sie ins Gebüsch zurückweicht, tut er gegen das Brechen der Zweige hin einen Büchsenschuß, indem er aufschreit: ‚Wo anders hin ihr armen Rehe: hier darf nichts gehört werden als meine Klage und der Wolkengruß‘. Clarinet und Aurora herbeieilend heben die taumelnde Schäferin auf; ihre Hand blutet leicht von dem Streifschuß; tiefer aber ist ihr Herz getroffen. Völlig verändert verläßt sie am frühen Morgen mit der Herde ihre Hütte; wie einst hält sie alle, auch Dulcis sich fern. Traurigen zugleich und sehnsüchtigen Gedanken sich überlassend, empfindet sie zum erstenmal den süßen, geheimnisvollen Zauber der Liebe; sie hat ihre Hand verschenkt, ohne das Herz in die Macht dessen zu geben, dem sie sich versprach: nun leidet sie unter dem Zwiespalt. Da erblickt sie ein junges Mädchen, Amura, das am Ufer eines Waldbaches ein Körbchen aufstellt; von ihr erfährt sie, das Körbchen mit Nahrungsmittel sei für Crystallin bestellt, der nachts unter jener Eiche stehe; am Morgen auf jenem Waldplatze, worauf die Elfen ihre Reigen hielten, im Tau liege, aber den Tag über im Schatten einer Erle an einer weißblumigen Quelle ruhe. Gegen Abend nehme er dann die Nahrung, die sie ihm täglich bringe. Einst koste er mit ihr, die er auf der Verfolgung eines weißen Hasen, der in ihr Gärtchen flüchtete, entdeckt hatte. Da ruhte er vor der Jagd des Abends in ihrer Jasminlaube aus, dann erst ging er auf sein nahes Schloß, — — bis dieses Unglück nun geschehen sei, daß er wahnsinnig oder mondsüchtig wurde, denn er bilde sich ein, eine holdselige Waldfrau sei ihm erschienen, und er habe ihr ein Gelübde getan. Florismena treibt die Herde zur bezeichneten Quelle, sinkt dem Ritter

gegenüber aufs Moos und strömt ihre hoffnungslose Liebesqual in ruhig angehörten Versen aus. So liegt sie träumend bis zum Abendläuten. In solcher Weise geht es mehrere Tage lang: sie gleicht wieder einer einsamen Waldtaube. — Endlich veranlaßt die besorgte Aurora Clarinet und Dulcis, der Scheuen zu folgen die sie am Quell dem anmutreichen Ritter gegenüber ruhend finden. Dulcis Verzweiflung ist grenzenlos.

Unterdessen erhalten an einer fernen und verborgenen Stelle des Waldes eine junge und eine alte Zigeunerin, die um ein nächtliches Feuer sitzen, den Besuch einer schwarz gekleideten Dame von herrlicher Gestalt — der Gräfin Armanda; sie ist die Gattin Crystallins, den sie durch einen von ihrer alten Amme bereiteten Liebestrank gewonnen hatte. Aber sein von nun an gleich einem Zunder feuerfangendes Herz bereitete ihr so viele Qualen der Eifersucht, daß er ihres Härmens überdrüssig in der Jagd und bei andern Mädchen Zerstreuung suchte; nun hat sie von seiner Bezauberung hier im Walde gehört und bittet die Zigeunerinnen um ein Gegenmittel gegen den Waldzauber. Die Zigeunerinnen verlangen, daß sie sich den kleinen Finger der rechten Hand abschneiden lasse, damit er im Walde vergraben werde. Dann solle sie geschmückt in offener Kammer des Wechsels, der ihrer Liebe bevorstehe, harren. Liebestolz, mit hochklopfender Brust, der Schmerzen ihrer blutenden Hand nicht achtend, eilt die Gräfin ihrem Schlosse zu.

Zu derselben Zeit erfüllt fernes Tosen rings die Luft; die Quelle, an der Crystallin und Florismena lagern, braust, die hohen Eichenwipfel beugt der Sturm. Blitze zucken, Bäume krachen nieder, Ströme Wassers kommen herab. Mit flatternden Haaren wie in neu

gesammelter Ritterkraft stürzt Crystallin davon. Die hilflose Florismena birgt der treue Dulcis in eine Höhle, deren Schutz auch ihren Lämmern zuteil wird. Der nächste Morgen beleuchtet furchtbar die Verwüstung, die der Orkan und die Gewalt des Wassers hervorgerufen haben; auch die tausendjährige Eiche, unter der Crystallin die Mondnächte zubrachte, hat ein Blitzstrahl mitten auseinander gerissen. Den Ritter selbst sah man nicht mehr.

In dem Schloß Armandas aber, dessen Gemächer hochzeitlich geschmückt worden, spuken unheimliche Zauber: Der Geist der gräflichen Mutter erscheint im weißen Schleier drohend der alten Amme. Während das ferne Gewitter tobt, kommen Zigeuner mit der Leiche des holden Crystallin. Inbrünstig umfängt ihn Armanda, grimmige Verwünschungen treffen die Zigeuner, denen sich die Zauberweiber aus dem Wald zugesellt haben; mit einem Messer stürzt die Gräfin auf sie los, welche murmelnd das Schloß verlassen. Bald erhebt sich gewaltiger Rauch von allen Seiten, und ein wildes Feuer verzehrt in kurzer Frist das ganze Gebäude mitsamt der weißhaarigen Amme und der leidenschaftlichen Gräfin, die ihren Geliebten noch immer fest umschlungen hält.

Zweiter Teil.

4. Buch. Der zweite Teil setzt mit der Schilderung der Ereignisse nach dieser Schreckensnacht ein. Dulcis findet die Höhle, wohin er Florismena geleitete, leer und fühlt schmerzlich, daß die Geliebte ihn meidet; sie hat, von quälender Sehnsucht nach dem verschwundenen Crystallin verzehrt, sich in Waldesdunkel zurückgezogen. Jetzt bemerkt er sie in der Ferne, wie sie mit aufgelösten Locken einer Diana gleich über die Hügel eilt, und ihre Schafe, die sich schmeichelnd um sie drängen, fortzuscheuchen sucht.

Vor dem nahenden Dulcis entflieht sie den Stab fortwerfend zu ihrer einsamen Lieblingsquelle, ihre Herde aber schmiegt sich vertraulich an Dulcis, und er läßt ‚seine Füße mitten in dem weichen Strudel fortgehen, unbekümmert, wohin sie getragen würden‘. Bald trifft er auf acht hohe Tannen, deren breite schwere Äste bis zum Boden schleifen; unter dies weite Dach hat sich Dulcis' eigne Herde geflüchtet. Bei den Schafen aber ruht schlafend ein Kind, das Köpfchen mit goldgeringelten Löckchen an ein Lamm gelehnt. Es erwacht von den Tönen einer Flöte, die unsern Clarinet lockend bläst, und entläuft auf eine kleine Wiese, wo es von einer Lautenschlägerin, die an der Seite einer Pilgerin daherkommt, mit Freudengeschrei empfangen wird. Die drei lassen sich frohgemut nieder, und die Pilgerin beginnt der Lautenschlägerin von ihrem Leben einen Bericht zu geben: ‚Er mag Euch bei Euerer mir so gegenwärtigen Lebensweise zur Warnung und Erbauung dienen.‘

Von ihren Eltern in Wien streng erzogen, doch sehr weltlich gestimmt, ward sie als heranwachsendes Mädchen zur Sommerszeit auf die Brigittenau geführt, wo ein höchst ergötzliches Volksfest die Bewohner der Stadt mehrere frohe Tage vereinte. Da erblickte sie in einem Kreise junger Pfeifer und Harfnerinnen einen schlanken Jüngling mit einem ernsten edelschwärmerischen Antlitz. Sie war völlig außer sich; am nächsten Tage wußte sie es einzurichten, daß sie ihn allein sprechen konnte: Holdenreich war der Herr der gestern gesehenen Spielleute; seine reichen Eltern hatte er aus Lust an diesem freien Leben verlassen. Sie folgte nun ihm und seiner fröhlichen Bande nach Ungarn. Es war eben Türkenkrieg; so hofften sie im

Lager guten Verdienst zu finden. Doch eines Abends badend ward das Mädchen von türkischen Soldaten gefangen genommen und Sklavin Alreddins, der sie in seinem Schloß an den Dardanellen seiner einzigen Tochter Zenide zur Gespielin gab. Bald gewann sie einige Übung in der arabischen Sprache und ward mit ihrer milden Herrin vertraut. Als nun ein edler Ritter, Roderich, der — zwar in Alreddins Gewalt — einem Gaste gleich behandelt wurde, Zenidens glühende Liebe entzündete, nutzte sie diesen glücklichen Umstand, ihre gemeinsame Flucht ins Werk zu setzen. Sie vermittelte zwischen dem Ritter und Zeniden; sein Herz war schon in der Heimat gefesselt: so log sie ihm vor, Zenide wünsche ihn nur als Freund und Retter in ein christliches Land; Zeniden aber spiegelte sie vor, Roderich sei von gleicher Leidenschaft wie sie erfüllt, habe aber das Gelübde getan, bis nach völlig beendeter Flucht keiner Schönen in Liebe zu nahen. Alles ging nach Wunsch. Ein venetianisches Schiff führte sie rasch seiner Heimatstadt zu. Kaum gelandet, erblickte die Pilgerin eine Harfnerin aus der Gesellschaft Holdenreichs und eilte ihr pfeilschnell nach. Da mußte sie erfahren, daß der geliebte Holdenreich auf einem Schloß in Bayern seinen Spielleuten den Abschied gegeben habe und bei der schönen Besitzerin geblieben sei. Mit der Gesellschaft zusammen zog sie nun langsam jener Gegend zu, in stiller Hoffnung, ihre Gegenwart werde vielleicht die neue Liebe Holdenreichs erbleichen machen. Darin enttäuscht nahm sie sich in bitterer Reue vor, eine rastlose Pilgerin zu werden, bis sie stark genug sei, nach Wien wieder zurückgekehrt den Zorn ihrer Eltern zu ertragen. —

Kaum hat die Pilgerin ausgeredet, als ängstliches Geheul und Schreien erkennen läßt, ein Wolf sei in

der Nähe. Das Untier läuft auf das nahe spielende Kind zu, aber Clarinet trifft es mit sicherm Steinwurf und gibt ihm mit einem mächtigen Baumast den Rest. Jubel erfüllt den Wald; doch Clarinet begibt sich traurig und in der Sehnsucht nach seinem geliebten Arborin, dem Gefährten aus der Steiermark, sich einsam fühlend, zur gleichgestimmten Florismena. Amura geht an ihnen vorüber, und einen Blick auf Florismena werfend bedauert sie die Schäferin, die gleich ihr um den dahingeschiedenen Crystallin trauert; weiterschreitend begegnet sie der zärtlichen Klagelinde, die in ihrem kleinen Garten eine freundliche Zuflucht gefunden hat, diese berichtet der zutraulichen Schäferin von ihren Schicksalen: Von früh auf liebte sie es, umherzuschwärmen und bald im Schäferkleid, bald in Jägertracht, bald in andrer Verkleidung die Fluren durchstreifend die verliebten Paare aufzusuchen. Endlich beschloß sie, wie oft, so auch diesmal in männlicher Gewandung zu ihrem Bruder nach Welschland zu reisen. Da gefielen ihr die Täler und Almen der Steiermark so sehr, daß sie in der Gesellschaft von Hirten und Hirtinnen in einem eignen Hüttchen ihre Wohnung aufschlug. Sie lernte den edlen Clarinet kennen und brachte in unschuldiger, vertrautester Feundschaft mit ihm einen herrlichen Sommer zu, allgemein für den Hirtenjüngling Arborin gehalten. Von Clarinets Jugend erfuhr sie soviel, daß er im Hause seines Pflegevaters aufgewachsen sei, von früh an viel sich selbst und seinem Sinnen überlassen; am liebsten abenteuerliche Geschichten lesend und oft mit einem alten Fischer zusammen, der an einem großen smaragdgrünen See wohnte. Dort fand der Jüngling einst einen alten goldenen Reif, auf dem zwei verschlungene Hände zu sehen waren, die einen Dornenstab hielten, der oben in eine Rosenknospe

endete. Ein geheimnisvolles Verhängnis schien über diesem Ring zu schweben, um dessetwillen der alte Fischer, in die Wellen des Sees gezogen, den Tod fand. — So kam den befreundeten Schäfern nur allzurasch die Zeit der Rückkehr von den Bergen in die Winterhütten; wie einer nahen Trennung bewußt übermachte Clarinet dem geliebtesten Freunde den Ring, es war das letzte Mal, daß sich die beiden sahen. Auf dem nächtlichen Rückwege umringten vier verhüllte Gestalten Klagelinde, führten die Ohnmächtige zu einem verschlossenen Reisewagen und eilten ihrem fernen Schlosse zu, wo Klagelinde ein betäubendes Fieber bis in den kommenden Frühling hinein umfangen hielt. Genesen entsandte sie einen Boten zu Clarinet; der aber war verschwunden. Da begann die unglückliche Dame von neuem in mancherlei Verkleidung umherzuschweifen: sie war es, die als der Jäger Arborin an jenem lichten Abend in der Nähe der froh versammelten Schäfer mit Hubertus Zwiesprach gehalten, plötzlich den Geliebten erkannt hatte und geflohen war, weil sie Aurora bei ihm sah, von deren Anmut die ganze Gegend sprach. Doch sie überzeugte sich bald von seiner Treue. Nun will sie nicht länger zögern, sich ihm zu zeigen. Amura soll Clarinets Schritte überwachen, daß der Geliebte nicht ohne ihr Wissen aus dieser Gegend verschwinde.

Während Amura sich auf den Weg macht, Clarinet zu beobachten, verläßt Dulcis seine Tannenschäferei, wo er in völliger Zurückgezogenheit sich zu dem schweren Schritte vorbereitet hat, und begibt sich, von Clarinet geleitet, zu Florismenen, um sie selbst zu bitten, daß ihr Vertrag von einst nun aufgehoben werde. Mit Tränen tut Florismena nach seinem Willen: treu befreundet wollen sie bleiben, des zum Zeichen tauschen sie die Hirtenstäbe. Dann beschließen sie, diese Triften

verlassend neue lachende Fluren aufzusuchen den verlorenen und ersehnten Lieben entgegen. Bald ziehen sie davon, an einer Waldwiese vorüber, auf der Schäfer und Winzer im bunten fröhlichen Reigen mit einem Mailiede den Frühling begrüßen.

5. Buch. Sechs Tage lang wartet Klagelinde Amuras, bis diese, welche angeschwollene Waldströme so lange zurückgehalten haben, endlich kommt und die Nachricht von der Entfernung Clarinets und seiner Freunde bringt. Ihre erschrockenen und eilenden Vorbereitungen dem Geliebten nachzuziehen, unterbricht die Ankunft ihres treuen Bruders Sigismund, dessen Unterstützung sie erbittet. Sie besteigen die Zelter und traben davon. Die leichtsinnige und unbeständige Amura aber bleibt in ihrer Jasminlaube und weiß sich rasch mit einem Schäfer zu trösten, den sie vor ihrem Abenteuer mit Crystallin geliebt hatte.

Die beiden fortgewanderten Schäferpaare Florismena und Dulcis, Clarinet und Aurora haben derweile mit ihren Herden auf freiem Felde unter einem Zelte sich gelagert und stimmen auf diesem anmutigen Ruheplatz liebliche Kanzonen an. Dann schlummert sanft ermattet Florismena ein, in unersättliches Anschauen verloren lehnt der zärtliche Dulcis an einen Baum; nahebei aber erzählt Aurora dem Clarinet, was sie schon lange ihm versprochen, die Geschichte von Thekla und Rochus. Thekla hatte sich nach dem Ableben ihres Vaters von ihrem Stammschloß an der italienischen Grenze zu einem weltlichen Fräuleinstift in Prag auf den Weg gemacht und in Begleitung ihres Bruders Valentin und ansehnlichen Gefolges den Gipfel des Sömmerings schon überschritten. Talabwärts war

Valentin mit den übrigen weit vorausgeritten und hielt vor dem Kloster Mariaschutz, wo er die ihm bekannten Offiziere Rochus und Delitio getroffen hatte. Thekla betete noch vor einer Kapelle der heiligen Mutter Christi, als ihr Pferd sich losriß und den Berg hinabrannte. Die drei Männer fingen es auf, gingen zu Fuß den Weg zurück und fanden Thekla, deren Anblick sogleich Rochus mit hoher Liebesleidenschaft erfüllte; auch sie blickte mit hingebender Innigkeit zu seiner Heldengestalt auf. Doch ihre Wege führten die still Einverstandenen in entgegengesetzte Richtungen: Rochus zu seinem Regiment, Thekla in das Stift, wo sie nun ganz in sich zurückgezogen und verschlossen nur in sehnsüchtigem Gedenken an ihn schwelgte. Den folgenden Winter brachte Valentin in Prag zu und widmete seine Huldigungen einer Dame von holder Schönheit, der Gräfin Veronika, welche von ihrem ungeliebten Gemahl getrennt lebte, mit der Thekla durch ihres Bruders Vermittlung bald herzlich befreundet ward. Wunderlich liefen die Liebesfäden hin und wider; Veronikas junger Bruder Melchior loderte in zärtlicher Glut für Thekla; seine Schwester in ebenso unerwiderter für Delitio, dessen Regiment Quartier in Prag bezogen; Valentins heftige eifersüchtige Liebe zur Veronika aber brannte hoffnungslos und unvermindert: eine seltsame Verkettung unglücklicher Liebesgefühle! In der verzweifelten Treue gegen den fernen Rochus bis zum Haß ihrer Schönheit gebracht entschloß sich Thekla sie durch einen häufig genommenen Essigtrank zum Welken zu bringen; es gelang, aber ihre zarte Gesundheit litt heftig unter der Wirkung des bleichenden Trankes. Durch Zufall entdeckte Veronika die verderblichen Maßnahmen ihrer Freundin, veranlaßte sogleich, daß sie sich einer Kur unterwarf, deutete dem schmerzbewegten

Melchior die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe an und vereinigte die allzulang getrennten Liebenden. Rochus setzte eine Erbschaft in den Stand, um Theklas Hand zu werben. Im Dom zu Prag fand ihre stille Trauung statt, dann reiste Thekla auf den Rat der Ärzte zu ihrer völligen Gesundung nach dem mittäglichen Frankreich.

6. Buch. Während dieser Erzählung haben in dem gegenüber flüsternden Eichenwäldchen Schäfer und Schäferinnen Platz genommen, deren Hirtenstäbe, mit farbigem Band bezogen, denen glichen, die Clarinet einst in den Händen ‚des Traurigen' und seiner Schäfer erblickt hatte. Auch Dulcis überzeugt sich, daß sie sich in jener Gegend befinden müßten; ihm ist ferner aus dem Bericht Auroras die Erkenntnis deutlich geworden, daß jener Melchior eben ‚der Traurige' sein müsse. In diesem Augenblick ertönt von ferne zur Mandoline ein Gesang; Dulcis erkennt die Stimme des Traurigen; ihm entgegengehend läßt er eine Rolle in den Händen der Zurückbleibenden, welche die Geschichte des Traurigen enthält und nun von Clarinet verlesen wird.

Nach jenem schmerzlichen Verlust Theklas hatte sich Melchior — fortan ‚der Traurige' geheißen — unverweilt nach Italien aufgemacht. Unweit der Heerstraße erblickte er ein Monument in Urnengestalt, von Trauerweiden umgeben, und kniete andächtig vor ihm nieder, mit seinem Griffel den Namen Thekla anschreibend. So traf ihn Ritter Donato, der Besitzer des Denkmals, dessen verstorbener Gemahlin, einer deutschen Fürstin, es errichtet war. Rasch Freunde geworden, lud der Ritter den Traurigen ein, ihm in seine Heimat zu folgen, an einen reizenden frühlingsschönen See mit einer Insel, auf der Viormona, sein vielgeliebtes Kind, durch den Zauber ihrer Anmut,

Unschuld und Andacht ein ganzes Arkadien um sich habe erblühen lassen, mit einer Anzahl junger Verwandten an lieblichen Schäfergeschichten, Liedern und Spielen sich ergötzend. In wenigen Tagen gelangten sie zu diesen paradiesischen Gefilden, und nun geschah es, daß den Traurigen eine so innige Neigung zur holdseligen Viormona erfüllte, die ihm liebreich entgegenkam, daß er bald mit größerem Recht den Namen des Zärtlichen führen durfte. Der Gedanke an Thekla verließ ihn wie eine jugendliche Täuschung, eine Vorahnung dieser seligen Erfüllung seiner Sehnsucht. Gern ließ er sich gleich den andern in bunte Schäfertracht hüllen. Noch in den ersten Tagen besuchte man eine Nichte Donatos, Olivia, die fern von den Fröhlichen in einem Gewächshaus inmitten eines dunklen Wäldchens als in einer Einsiedelei hauste und nur selten zum Vorschein kam. Sie war das Opfer einer unglückseligen Leidenschaft für einen schönen neapolitanischen Prinzen, der zunächst ihr, dann Viormonen, sich zugewandt hatte, die aber nicht das geringste für ihn empfand. Hoffnungslos in Viormonens Bann, verlor der Unglückliche den Verstand und verfiel in Tobsucht. Donato hatte, um dem bald entstehenden Gerede auszuweichen, Tochter und Nichte auf dieses Gebirgsschloß gebracht, wo Olivia die Vergnügungen der harmlos freudigen Schäfergesellschaft oft durch die wilde Erscheinung ihres finsteren und verbitterten Wesens störte. Durch den Besuch der Gesellschaft angeregt ließ auch sie, in einem Anfall heftig ausbrechender Lustigkeit, sich schäferlich kleiden und erklärte ein steinernes Schäferbild, das unter Zypressen stand, für ihren Liebhaber: auf das Postament geschwungen, umschlang und schmückte sie ihn mit zärtlichen Gebärden. Der Dienst des Hofes rief Donato fort, die liebenden Paare blieben zurück. Bald fanden sich der Zärtliche

und Viormona in einem seligen Geständnis. Donato gab den Liebenden seinen Segen; die Vermählung sollte auf der Insel gefeiert werden. Auch Olivia erschien aus diesem freudigen Anlaß in veränderter Stimmung, sie lud die Gesellschaft zu einem fröhlichen Fest unter ihre Zypressen. Während des heitern Mahles kredenzte Olivia einen Becher Weines, den sie halb leerte, Viormonen, die ihn austrank. Nun wurden große Anstalten zur Hochzeitsfeier getroffen. Dann begab sich der Trauungszug, an dem Olivia nicht teilnahm, über den See zu einer alten kleinen Kapelle, zu der ein steiler Bergpfad führte. Auf dem Rückwege, an der Blumenaue vorüber, auf der die Begleitung von Schäfern bei Wein und Tanz sich ergötzen sollte, war man kaum zuden Gondeln am Strande gelangt, als Olivia, einer Wahnsinnigen gleich, ihnen entgegenstürzte und triumphierend rief, nun sei sie ihres Gelübdes ledig. Sie habe Viormonens Glück zerstört, wie diese einst ihres: an jenem Abende, da sie aus einem Becher tranken, hätten sie ein Gift getrunken. Es bringe ihnen beiden ein langsames, doch sanftes Ende; Rettung sei unmöglich; sie wolle die Herzensqualen Viormonens nicht mit ansehen, auch zieme ihrer glühenden Liebe ein glühendes Opfer, — unter diesen Worten stieß sie sich einen Dolch in die Brust und sank zu Boden: den Uferabhang hinabgleitend verschwand sie im See. Entseelt sank Donato zu Boden; Ohnmacht umhüllte das junge Paar. Nach dem Erwachen erfüllte stille Verzweiflung den Zärtlichen, herrliche Gefaßtheit Viormonen, welche anordnete, daß der Vater auf der Bergeshöhe bei der Kapelle bestattet werde. Der festlich geschmückte Zug schritt den eben noch so jubelnd hinabgetanzten Weg in stiller Feierlichkeit wieder empor. Oben löste sich in Tränenströme das unaussprechliche Leid. —

Noch einen Versuch machte der Traurige, hoch im Gebirge, bei einem weisen Klausner, dessen Kunde sich durch die ganze Natur und über große Geheimnisse erstreckte, Rat zu suchen; der aber belehrte ihn, hier sei an zeitliche Rettung nicht mehr zu denken. Nach drei Vollmonden wirke die Giftwurzel, komme der Tod sanft und schmerzenslos. So geschah es. Der Traurige, der seinen Namen von nun an mit Recht führte, verließ die verhaßt gewordene Insel, den Leichnam seiner Holden führte er mit sich nach Deutschland, nur ihr junges Herz ward in silbernem Gefäß zu seiten des väterlichen Sarges aufgestellt.

Das Gefühl der Wehmut, das sich nach dieser Erzählung der Gesellschaft bemächtigt hat, wird unterbrochen durch den Vorbeizug geschmückter Schäfer und Schäferinnen, denen Dulcis mit dem Traurigen bald folgt. Der erwartet hier seine geliebte Schwester Veronika, die Schäferin geworden ist. Nach rührender Umarmung schreitet die festliche Schar den grünen feierlichen Gewölben schön belaubter Bäume des gartenartigen Haines zu. Veronika und ihr Bruder nehmen auf den bereiteten Thronen Platz. Die Schäfer singen der Liebe und Treue, dem Mai und der Sehnsucht ein Lied, welches schließt:

‚Was liebt und leidet, pflük' in Flurgewinden
Sich Antwort, Schirm und Zier;
Der Glanz der Schäferlieder
Blüh', Sehnsuchtsleid, dir auf, ein Schwunggefieder.

Der Romantorso bietet durchaus das Bild seiner Muster. Weit über die Hälfte ist Ich-Erzählung oder Bericht anderer von den Schicksalen dritter. Der Verfasser kommt selten in fortlaufender Darstellung zu Wort. Ein Bündel novellenartiger

Episoden, die ineinander greifend sich gegenseitig erklären und weiterführen, vereinheitlicht einigermaßen die gleichartige Örtlichkeit: eine ideale Schäferlandschaft, die an Realität nicht gewinnt durch die wiederholte Bemerkung, sie befinde sich an den Ufern der Elbe oder in der Meißner Gegend oder in Steiermark. Die Beschreibung der italienischen Schäferei Viormonens weicht von der deutschen nicht ab, allenfalls daß das Wort Zypresse an die Stelle von Linde oder Erle tritt. Die vier Haupterzählungen des ersten Teiles werden aufgenommen im zweiten, keine einzige zu Ende geführt. Die Episode der Pilgerin steht für sich da; nur die kleine Erzählung von Liebmund und Rosemund, deren Namen in Erinnerung an Zesens Roman von der ‚Adriatischen Rosemund' gewählt sein werden, und die Erlebnisse der Gräfin Armanda und Crystallins werden abschließend dargestellt. Am weitesten gediehen ist die Schilderung des Verhältnisses von Klagelinde (Arborin) zu Clarinet, deren Begegnen und Erkennen wir noch erwarten. Florismenas und Dulcis Trennung erleben wir, ohne aber ihrer Dauer sicher zu werden. Von Delitio, dessen Name das dritte Buch des zweiten Teiles der ‚Diana' bringt, wird uns zur Vorgeschichte einiges mitgeteilt, von seinem Verbleib nach dem Zweikampf mit Valentin erfahren wir nichts mehr.[1]) Auroras Zukunft bleibt uns ebenfalls verhüllt. Ihr wird Gelegenheit gegeben, Theklas und Rochus' Liebesschicksale darzustellen und so die Erzählung auf Melchior, der Thekla hoffnungslos liebte, zu leiten, auf jenen ‚Traurigen' des ersten Buches, welchem nun die Novelle des letzten Buches gewidmet ist, die beste des Romans.

Das Ganze bewegt sich durchaus in der pastoralen Sphäre. Ritterliche Taten und, in beschränktem Umfange, höfisch-adlige Konversation dienen der Schilderung mannigfaltiger Liebesabenteuer zur Folie. Eine tränen- und seufzerschwere Luft glücklicher

---

[1]) Wie wir wissen, ist ein dritter, handschriftlich schon vollendeter, doch nicht erhaltener Teil unterdrückt worden.

und vielmehr noch unglücklicher Verliebtheit umhüllt alle Gestalten, so daß der Zauberspuk in jener Zigeunerszene am Ende des ersten Teils wie ein greller Beckenschlag über eine träumerisch unter der Mittagssonne liegende Wiese hallt. Die teilweise Realistik[1]) dieser Szene wirkt in der Umgebung eben so befremdlich wie vorher etwa die Beschreibung des Wolfsbrunnens bei Heidelberg, später die Erwähnung der Brigittenau bei Wien oder des Doms zu Prag. — Sonst herrscht wie in der Schilderung der Örtlichkeiten auch in der der Personen größte Allgemeinheit. Ansätze zur Individualisierung finden sich bei den Gestalten des Traurigen und Viormonens, allenfalls bei Florismena, doch auch hier kann man sagen, mit den Worten Ferdinand Wolffs[2]), die Sprache des Herzens sei über die wohlgesetzte zierliche Phrase, der Ausdruck der Leidenschaft über das abgemessene Pathos kaum hinausgekommen.

Der Tenor ‚Arkadiens' steht dem der ‚Diana' des Montemayor und der ‚Galathea' des Cervantes am nächsten: unendlich variiertes Liebeswerben im Mittelpunkt. Süße Klage, unzählige Tränen; Seufzer der sehnsüchtigen Flöte, Verkleidungen, Überfälle; Entführung durch Türken; Befreiung durch heldenhafte Ritter; Wunder und Zauberhaftes gelegentlich in die Welt hochgespannter Gefühle hineinragend. — Zwei Beispiele der gleichen Grundstimmung seien gegeben: in der ‚Galathea' spricht der liebesfeindliche Schäfer Lenio davon, daß 'die Sehnsucht der Urquell und das Prinzip aller unsrer Leidenschaften' sei, vor allem der Liebe (IV. Buch), welcher Gedanken der Traurige gleich zu Beginn ‚Arkadiens' also faßt: Sehnsucht sei das tiefste Geheimnis der Liebe. Und gleich im ersten Buch der ‚Galathea' singt

[1]) Im übrigen ist für diese verhältnismäßig realistisch zu nennende Episode wohl Opitz' ‚Schäfferey von der Nimfen Hercinia' (S. 49 ff.) verantwortlich zu machen. Hier fand Loeben auch schon die Verwendung der Sestine vor.

[2]) Studien zur Geschichte der spanischen und portugiesischen Nationalliteratur. 1859, S. 176.

Artidora zum Preis der Liebe ein großes Lied, dessen Kerngedanke ist:

> Der Liebe Leben ist das wahre Leben,
> Und feiern soll man stets das frohe Leben.

Das ist der Inhalt der Stanzen, die ‚Arkadien‘ eröffnen, und in nahem Anklang werden jene Verse wiedergegeben:

> Ja Schäfer ihr müßt lieben, um zu leben.[1])

Wenn nach der ‚Galathea‘ Gehalt und Haltung ‚Arkadiens‘ sich gestalteten, dankt es der ‚Diana‘ Motive und Situationen. Jenes Gewirr der Liebesfäden in der Erzählung Auroras von Rochus und Thekla findet sein Vorbild im ersten Buche der ‚Diana‘, wo Selvagia vergeblich den Alanio, dieser vergeblich die Ismenia liebt, die ihrerseits ohne Hoffnung zu Montano Neigung fühlen muß. Wenn im dritten Buch etwa sich mehrere Gruppen unter den Schäfern und Schäferinnen bilden, die sich nicht zu fern von einander setzen, um in Verbindung bleiben zu können, doch weit genug, um sich im Reden nicht zu hindern, so schildert auch ‚Arkadien‘ solche Situationen, im ersten wie im zweiten Teil, wenn Clarinet und Aurora, Florismena und Dulcis paarweise sich niederlassen, um Berichte auszutauschen. — Auch dafür, daß ein unbekannter Schäfer eingeführt wird, bald aber seinen Namen nennt und seine Stellung im Netz der Episoden erhält, bieten ‚Diana‘ und ‚Arkadien‘ übereinstimmend Beispiele. In die Welt des Orients hinüber zu schweifen ward Loeben sowohl aus der ‚Diana‘ (I. Tl., IV. Buch) wie aus der ‚Galathea‘ Anregung (IV. Buch).

Doch auch unter den deutschen Romandichtungen des siebzehnten Jahrhunderts ist Loeben einiges bekannt gewesen, Opitz

[1]) Diesem Gedanken leiht auch Philipp von Zesens Simon, als er ein Mädchen aus Dimnat heiraten will, ganz ähnlichlautenden Ausdruck:

> Das Leben ohne Liebe ist kein Leben.

ward schon genannt, des Herzogs von Braunschweig ‚Aramena‘ wird einmal im Tagebuch erwähnt. Es mag vorbildlich für die Gespräche und Briefe des daran reicheren zweiten Teils ‚Arkadiens‘ gewesen sein, in denen mit den höflichsten und feinsten, oft bis zur Gespreiztheit gezierten und umständlichen Wendungen die adligen und schäferlichen Helden und Heldinnen ihre Ansichten niederlegen. Ganz im Sinne des 17. Jahrhunderts sind die gern eingelegten Geschichten, wie die von Auroras Flucht, von den Abenteuern der Pilgerin usw., ist die Schilderung des Grabhauses. — Dann weisen die zahlreichen Partizipia Präsentis, die Vorliebe für große Perioden auf dieselbe Zeit.

Im ganzen ist der Stil bemüht, den Vorbildern es an Galantheit gleich zu tun; was Jacob Grimm einmal von diesen überhaupt sagt, sie könnten vor Galanterie wenig zu Herzen kommen, gilt auch hier. Besonders schwelgt Loeben in künstlich spielenden Gleichnissen und sinnreichen Umschreibungen: die Grausamkeit des Todes macht die Augen des Schäfers zu Quellen, deren unablässiges Rinnen die Rosen seiner Wangen verdirbt und ihr duftiges Feuer vertilgt (S. 12); sein Leid ist eine Biene, die nur Bitteres aus dem Süßen saugt (S. 17); ‚Aurora ward zuteil ‚das Wiederruhn auf Liebesblumen, denn die Arme Delitios eröffneten jenen gesundmachenden Würzgarten, in dessen Frühling aller Harm vergessen war‘ (46). Die beiden gehen, vergnügliche Gedankenreiser vor sich herstreuend (151); der Waldbach kräuselt seine Glashaare (201). — ‚Folgenden Versen flocht Florismena die seligen wie die dunklen Blumen ihres Herzensgartens ein‘ (206). — Dulcis, der Fels der Beständigkeit, trägt den Spiegel des Unbestandes vor sich her (219). — Besonders beliebt sind synonyme Wendungen; solchen mehrfachen Parallelismus membrorum haben wir etwa in folgender Häufung: ‚Nennt er nicht die Entbehrung Gewährung, die Bitterkeiten Süßigkeiten, das Eis eine aufthauende Glut, die Strenge Mildigkeit, das Lechzen Sättigung?‘ (36). — Oder wenn die Verliebten, Zärtlichen, Innigen genannt werden ‚Glockenspiele des Mai's, Nebenbuhler

der Bäche und der Echo's, Genoßen der Einsamkeit, Dollmetscher der Blumen und Augen, Bienen der Lippen, Gespielen des Monds und der Weste' (89). — Dulcis redet die verliebte Schäferin an: ‚Wo wärst du mir nicht die Sonne dieser fremden Flur, ihres Himmels Mond, der Duft ihrer Düfte, der Schatten und die Liebeskrönung ihrer Bäume, der Zauber über alle Zauber? (41). — Alle diese Beispiele sind dem ersten Teil des Romans entnommen, den der zweite gelegentlich noch übertrumpft: Florismena breitet den Seufzer-angeschwollenen Mantel ihres Liebes über die einsame Heide hin (6). — ‚Das Liebeschmelzen eines Heldensinnes gleicht dem aus seiner dunkeln Schlaken-brustwehr in Feuer hingegoßnen Golde' (151). — ‚Donato begann Verlangen zu äußern, aus ihren gegenseitigen Schicksalen ein befreundetes Erinnerungsgewebe zu formen' (185). — In den Konversationspartien und Briefen des zweiten Teils treibt diese Häufung sinnreicher Gleichnisse die stärksten Blüten. Ein Beispiel sei gegeben:

> ‚Wenn ich gleich meine Feder in meine Thränen oder in das Blut tauchte, das für dich mit Freuden flöße; Federn, selbst dem Flügel eines Paradiesvogels entnommen, würden das Paradies nicht zu erfliegen wißen, das ich bei Nennung deines Namens, und mehr noch bei der Anbetung deines Angesichts, mir aufblühn sehe. Wollte sich doch der weiße Glanz meines Busens in Crystall oder Opaldurchsichtigkeit verwandeln, damit du mein Herz erbliken und dich freuen könntest, wie zauberartig seine Flammen sind. Wollten doch meine Blike Angeln werden, daran ich mir die deinen an die Lippen emporziehn und in die Brunnen meiner Augen sie versenken könnte. Langsamer Griffel! verdunkelnder Pergamentschnee! auf schwerfälligen Bleisohlen gehende Zeit! Ein Wort, o Roderich, in deinen Armen, und alle meine Blätter mögen auf dem an dich gelehnten Herzen in Flammen aufgehn.
>
> Zenide.' (35 f.)

Nicht nur in dieser Metaphernsucht ahmt Loeben seine Vorbilder des siebzehnten Jahrhunderts getreulich nach, auch in der Sitte, bei jeder erdenklichen Gelegenheit Lieder einzulegen,

folgt er ihnen, besonders der ‚Galathea‘, ja überbietet sie. Kein Gefühl, keine Situation kann angedeutet werden, ohne daß der daran Beteiligte in einem Gedicht oder Lied sich ausspricht, zur Laute, zur Zither oder Theorbe. Die Gedichte nehmen den vierten Teil des Buches ein. Unter ihnen befinden sich nicht nicht weniger als 27 Sonette, eine Sestine (II, 11 f.), ein längeres Gedicht in Terzinen (I, 7 f.), eins in Ottaven (II, 258 f.), fünf in Stanzen (I, 166 f.; I, 185 f.; II, 184, 191, 195 f.); zwei Triolette (I, 55 = II, 18), eine Kanzone mit dem Reimschema a b c a b c c d e d d im ersten Teil (118) und sechs Kanzonen im zweiten Teil (50 f., 64 f., 82. 136 f., 202, 204). Der Rest weist die verschiedensten Strophenformen in mannigfaltigen Rhythmen und Reimanordnungen auf. Auch Reimkünsteleien finden sich, so z. B. S. 213, oder 188—90 des zweiten Teils: Ein Wechselgesang von sechs Strophen, deren sieben unter sich nicht reimende Zeilen je mit den korrespondierenden der andern Strophen reimen, wozu noch die Erschwerung je zweimaligen Binnenreimes tritt. — Wie sehr aber, trotz aller beabsichtigten Verschiedenheit des gewählten Stoffes und der sonst in Gehalt und Form hervortretenden Unterschiede vom ‚Guido‘, die Grundstimmung beider Werke die gleiche ist, läßt eine Stanze wie folgende zum Preis des Flötenspiels gesungene zur Evidenz erkennen (II, 191):

Es ist ein Durst in Schwermuth hinzuquellen,
Es ist ein selig lächelndes Erkranken,
Es ist ein Schwellen stiller Seufzerwellen,
Ein um sie Blühn in regen Anmuthsranken,
Ein Eingewebtseyn süßen Liebeszellen,
Und Schlummern dort der zärtlichen Gedanken,
Wenn sich aus Wunden, Mundes Hauch' erschloßen,
Das goldne Blut der Flöte hingegoßen.

Liebevolle Weichheit, ja Weichlichkeit, ahnungsvolle zärtliche Sehnsucht ist der Untergrund aller Gestalten und alles

Geschehens auch in diesem Werk, wie sie Hauptzüge Loebenschen Wesens sind. ‚Grüßen Sie mir den guten Isidorus; er ist sehr liebenswürdig, oder vielmehr liebevoll, und das ist das beste, ja der einzige rechte Anfang, um noch mehr, ja um alles andere zu werden', schreibt Fr. Schlegel an Fouqué aus Wien am 22. Juni 1811. — —

Was schlicht und treffend vom Standpunkt deutscher Dichtkunst aus gegen Versuche in der Art des Loebenschen ‚Arkadiens' gesagt werden kann und muß, hat Uhland in seinem Brief vom 18. März 1812 an Loeben ausgesprochen. Ich führe das Wichtigste an: ‚Mein Streben geht dahin, mich immer fester in ursprünglich deutsche Art und Kunst einzuwurzeln, der wir leider so lange entfremdet waren; Ihre Poesie ist dem Süden zugewendet, nicht so wohl um selbst ausheimisch zu werden, als um fremde Herrlichkeit auf unsern Boden zu verpflanzen. — Ihnen stand es zu, die Schäferwelt des Südens neu hervorzurufen, den Glanz und Reichtum der Bilder zu entfalten, den Schmuck der Worte umzulegen, die Melodie der südlichen Gedichtformen vernehmen zu lassen. Sie waren hierin consequent, aber eben diesen Glanz der Bilder, diesen Schmuck der Worte, diesen Gebrauch der südlichen Formen nehme ich in Anspruch, um Ihre ganze Richtung anzufechten. — — Ihre bilderreiche Sprache gemahnt an die Spanier, aber dürfen wir jemals mit diesen um den Preis der Phantasie in die Schranken treten? Phantasie ist das Element der spanischen Poesie, Gemüth das der Deutschen; dem ewig zuströmenden Bilderreichthum geziemt die Pracht der Rede, je voller der Strom, um so höhere und rauschendere Wellen schlägt er. Das Gemüth aber liebt die unmittelbarsten Laute und weiß das einfachste Wort zu beleben. So meine ich, könne es dem Deutschen begegnen, daß er den prunkhaften Styl der Gleichheit wegen noch fortführe, wo die Bilderfülle nicht ebenso stätig mitschreitet, und daß er andrerseits die innigeren Regungen des Gemüths, mithin sein Eigenstes, unter dem äußern Schmuck erdrücke. Es ist ein treffliches altes

Sprüchwort: ‚Schlicht Wort und gut Gemüth, ist das echte deutsche Lied.‘[1])

4. Im Felde. ‚Der Banner.‘

Zu Beginn des Jahres 1812 (8. Januar) verläßt Loeben Nennhausen, wo er dem ‚Arkadien‘ die letzte teilnehmende Arbeit gewidmet hatte, wo aber auch seine Verurteilung des eignen Werkes schon begann, deren Schroffheit sich so rasch bis zum Haß gegen dieses ‚Thier von einem Buch‘ steigerte. Wieder folgt im altvertrauten Wittenberg eine kurze festliche Zeit des Freundesverkehrs; sie setzt sich mit Besuchen, Gesellschaften usw. in Dresden fort. Der erste Frühling aber sieht ihn in der Lausitz. — Nach all den winterlichen Zerstreuungen gibt er sich einer eifrigen Beschäftigung mit älterer deutscher Geschichte und Literatur hin. Er studiert die Zeitschrift ‚Bragur‘ und Rössigs ‚Deutsche Altertümer‘; liest im Albertus Magnus und Scotus; in den Spielmannsepen und Görres' ‚Volksbüchern‘; im ‚Tristan‘, den Schlegels begonnene Stanzen-Bearbeitung ihm näher bringt. Er versucht sich selbst in einer Studie[2]) ‚Über das altdeutsche

[1]) Uhlands Leben 1874 S. 79ff. Vgl. noch ‚Zusätze und Berichtigungen‘. U.s Urteil unmittelbar während der Lektüre ist uns in einem Brief an Justinus Kerner v. 23. 11. 1811 aufbewahrt: ‚Ich lese gegenwärtig Loebens Roman ‚Arkadien‘; viel Schönes im Einzelnen; im Ganzen aber, nach meiner Ansicht, ein verfehltes Streben. Wenn mehrere unter den neueren Dichtern sich einer einfachen, nach Geist und Form echt deutschen Poesie widmeten, so würden sie gewiß viel Höheres leisten als in den angeborgten Formen, wobei man das Gute oft bedauern muß, daß es nicht anderswo steht.‘ (J. Kerners Briefwechsel 1897, I.) — Wie Loeben seinerseits über Uhland dachte, verrät sein Brief an Kerner vom 29. August 1814 (a. a. O. I, 390f., aus Radmeritz natürlich, nicht, wie hier und öfter in dem Band verlesen ist, Radowitz): ‚Uhland ist mir zu kalt und erscheint mir einfach aus System ... Ich finde ihn nicht liebevoll, dies umfaßt's. Seine Gedichte finde ich sehr geistreich in der Anlage, sehr romantisch in der Ausführung, aber nicht im tiefen, unendlichen Sinn dieser Zeit, sie gehen mehr auf den idyllischen Besitz einer vergangenen als auf das Ersehnen einer neuen, heiligen aus; nur in Stimmungen erfüllen sie mich ganz.‘

[2]) Erst 1822 in Kinds ‚Muse‘, Jahrgg. II, Bd. 1, Heft 3, wurde

Gedicht von der Ronceval-Schlacht', die mit Begeisterung wesentlich den Inhalt wiedergibt. (Aus etwas späterer Zeit sind Vorarbeiten zur Geschichte der Literatur des siebzehnten Jahrhunderts erhalten, dem seine Neigung dauernd zugewandt blieb.) Sein Tagebuch enthält jetzt den Vermerk: ‚Nichts als altdeutsche Sachen mit Seligkeit gelesen.' Zu ihnen gehören auch die ‚Nibelungen', aus deren Lektüre einige Sonette erwachsen, Hagen und Siegfried, Kriemhild und Brunhild gewidmet, die Loebens Freund Dr. Goldmann später veröffentlichte.[1]) — Über frühere Kulturzustände sucht er sich nicht nur aus Sachs' und Fischarts Schriften zu bilden, oder aus dem seltnen Schelmuffskys: liebevoll liest er im alten Lehnrecht und ‚wird sich klar über das Poetische der Jurisprudenz'. Die Auktionskataloge von Kunsthandlungen werden exzerpiert; für seine Sammlung ist er stolz Dürers Reisejournal zu erwerben.

Seine eigene Produktion wendet sich nun, schon seit dem nahen Verkehr mit Fouqué, der Darstellung von ritterlichen Abenteuern oder Geschichten mit mittelalterlich-kriegerischem Hintergrund zu; in Novellen und Romanfragmenten.[2]) An wildphantastischen Stoffen versucht er sich, ‚Räuber-Romanen', Fouqués Spuren folgend und eignen Wegen, die er im ‚Arkadien' schon eingeschlagen hatte, dem die Versuche auch stilistisch noch nahestehen. Das Fragment eines solchen ist in den ‚Zeit-Blüthen' erhalten, einem „Unterhaltungsblatt für die gebildete Welt", wie solche Unternehmungen von kurzem Bestand sich bescheiden umfassend zu nennen liebten.[3]) Entführung durch

diese Studie veröffentlicht. Vgl. auch ‚Zeitschr. d. Romantik', hg. von H. H. Houben, Berlin, B. Behrs Verlag, 1904, Sp. 391.

[1]) Er gab mit Freudenfeld zusammen eine ‚Zeitschrift für Poesie' heraus, Unna 1812, für die Loeben zeitweise sehr tätig war.

[2]) Das meiste dieser Dinge ist ungedruckt geblieben. Ein Beispiel ist die Novelle ‚Schuld und Unschuld' in Nr. 10—12 der ‚Erholungen' von 1813, einem ‚thüringischen Unterhaltungsblatt für Gebildete', (Erfurt, in Kommission der G. A. Keyserschen Buchhdlg.), an dem Loeben in dieser Zeit fleißig mitarbeitete.

[3]) Die ‚Zeit-Blüthen', von Karl Wunster in Breslau und Friedr. Gleich

Räuber oder Zigeuner, Befreiung durch Ritter, Liebe der befreiten Dame Gismunda zu dem todwund zurückgebliebenen Räuberhauptmann Giulio, erneute Entführung, — diese Motive enthält die Vorgeschichte der dargestellten Episode in welcher die Heldin als Doppelgängerin einer Wahnsinnigen auftritt, für die sie lange gehalten wird.

Loeben ist sich des Unzulänglichen all seiner dichterischen Bemühungen auf dem Gebiet der Erzählung bewußt. Scharfsichtig bemerkt er in einem Brief an Ast darüber (April 1812): ‚Mein Sinn und ganzes Seyn ist aus einer anderen fantasiereicheren Zeit, aus jener deutschen Zeit, wo Leben Schaffen war. Die Sehnsucht, in der Art und Sprache jenes Lebens zu reden, und dann wieder die physische Gebundenheit an die moderne Zeit, und die Notwendigkeit, aus ihr heraus zu arbeiten, brachte viel Widersprüche meiner Darstellung mit meinem wahren und warmen Selbst hervor.‘ Zutreffend spricht diese Bemerkung einen Teil der Ursache seines vergeblich-hastigen Schaffens aus: daß er in eine andere Zeit gehörte. Geistig, ja im letzten Sinne gemütlich ohne Heimat zu sein ist das Verhängnis seines Lebens; ein persönliches Unglück ist die schwankend-überschwängliche Haltlosigkeit seines Wesens. Das führt ihn von Bewunderung zu Bewunderung und weiter zu immer erneuten Nachahmungen. Weder hat er die kindlich-geniale Eigenart eines Novalis noch die Starrköpfigkeit eines Fouqué, der bei seinen Ritteridealen bis zur Lächerlichkeit ausharrte, noch Tiecks kritischen Geist; ihn treibt Welle auf Welle der Begeisterung, ziellos. Er gelangt nicht dazu, sich nach den Gesetzen des eignen Wesens zu bilden, er übersättigt es es mit fremden Elementen; dann unterliegt er

---

in Leipzig, zu Breslau herausgegeben, erfreuten sich der lebhaftesten Unterstützung Loebens, dessen Beiträge nicht selten fast die ganze vier Quartseiten umfassende Nummer ausfüllten. Er ist 1814 in den Nr. 37, 45, 47, 49, 50—53, 55, 56; 1815 in den Nr. 1, 3, 8, 11, 14, 16—18, 20, 21, 24, 25, 28, 29, 31, 34—37, 40, 48—51, 71, 81 vertreten. — Das Fragment ‚Aus einem ungedruckten Roman. 1811.‘ steht (November 1814) in den Nr. 50—56.

dem Drange, die Überfülle in schneller Arbeit abzugeben; so reift er nicht und nicht sein Werk.

‚Ein lächelndes Schwärmen soll mich eigentlich nie verlassen, es ist mir natürlich', urteilt Loeben über sich selbst, als neu erwachende Bewunderung Tiecks ihn wieder in die Gedankenwelt von 1808 und auf Jacob Boehmes ‚Aurora' zurückführt.[1]) Pläne an ein Epos Veldeke, ja an eine ‚Christiade', die nie erst Dionysius versprochen hätte, tauchen auf, doch zu flüchtig, um verwirklicht werden zu können, nur daß eine ‚fromme Stimmung' ihm bleibt, in der er den umwälzenden Ereignissen des für Sachsen so verhängnisvollen Jahres 1813 entgegengeht. Er leidet wie alle unter dem zugleich aufregenden und lähmenden Trubel, den der Krieg schon seit dem Frühling, der so verheißungsvoll mit herrlichem Blütenreichtum einsetzte, in die Lausitz brachte. Am 16. März rücken die ersten Preußen in Waldau ein, bemerkt das Tagebuch nach wochenlanger Pause, welche die Unruhe über das Schicksal des Landes verursacht. Dieses hatte sich auf der Seite des siegenden Napoleon gehalten, jetzt mußte es die Demütigung des unterliegenden mitleiden. — Ende April 1813 waren die verbündeten Monarchen von Preußen und Rußland feierlich in das eroberte Dresden eingezogen. Aber noch nicht zwei Wochen danach gewann Napoleon das Land und seine Hauptstadt von neuem: infolge der unentschiedenen Schlacht bei Groß-Görschen zogen sich die Verbündeten hinter die Elbe zurück. Dann hielt der Waffenstillstand vom Juni bis zum August alles in banger Erwartung;

[1]) Das Gefühlsleben der Heidelberger Zeit ergreift und rührt Loeben, wie er wiederholt in Briefen und Tagebüchern gesteht, immer aufs neue, als das Echte und Innerste seines Wesens enthüllend; wenn er auch gelegentlich — etwa während der höchsten Begeisterung am ‚Arkadien' — Varnhagen schreibt, diese Zeit läge ‚seinem Centro' am fernsten: am Ende gesteht er: ‚So wie die beiden rührt mich doch nichts'! (hs. Brief an Helmina vom 15. Februar 1815). — „Mein Tabor" nennt er Fouqué gegenüber sein Heidelberg.

bis Österreich sich den Alliierten zuwandte, die fünfte Koalition geschlossen ward. In riesigem Halbkreis umklammerten ihre drei Armeen Napoleon, der Dresden, im Zentrum, hielt. Es ward von neuem die Stätte heftigster Kämpfe; Schlesien und die Lausitz — Standort der ‚schlesischen Armee' unter Blüchers feuriger Führung — der Schauplatz hitziger Kriegstaten. In dem sieben Jahre lang dem Feinde preisgegebenen und ausgesogenen Lande tobte der Krieg fort bis zur Leipziger Entscheidung im Oktober und Dresdens Befreiung im November. In dieser Zeit hatte es Furchtbares zu erleiden, denn was irgend zu erpressen war, wurde von den durchziehenden Truppen verbraucht; dazu alles verwüstet.

In großen Zügen ist dies bekannt genug. Ein kleiner sehr versteckt veröffentlichter[1]) Beitrag zur Kenntnis der Schrecknisse dieser Zeit sei mitgeteilt, der Brief eines jungen Stiftsfräuleins, der schlicht-lebendig von den trostlosen Zuständen in Loebens Heimat berichtet, — für uns aus diesem Grunde von besonderem Interesse, weil eine Verwandte des Dichters, Wilhelmine von Loeben, Verfasserin dieses Briefes ist. Aus Joachimstein datiert, am 14. September 1813 begonnen, wird er in Tagebuchform bis zum 13. November geführt. ‚Welch' qualvolle Zeit', beginnt er, ‚erleben wir jetzt! Wie schreckliche Wochen sind verflossen, und wie trübe liegt die Zukunft noch vor uns.' Schon jetzt herrsche Teuerung, drohe Hungersnot. ‚Unsere armen Dorfbewohner (Radmeritz) sind größtenteils ganz ruiniert, nur die leeren Hütten, Scheuern, Felder bleiben ihnen übrig.' Dann schildert das Fräulein kurz, was für Not und Angst die letzten vierzehn Tage ihnen gebracht haben. Unaufhörlich marschieren preußische, vor allem aber russische Truppen ein, die ihren Forderungen nach Quartier und Lebensmitteln durch Drohungen, ja Mißhandlungen Nachdruck geben. Unglücklicherweise hat die

[1]) ‚Aus der Heimat. Lausitzer Geschichts- und Unterhaltungsblätter.' (= Wöchentliche Beilage der Lausitzer Neuesten Nachrichten) 1899, No. 1, 2: ‚Aus eiserner Zeit. Erinnerungen an das Jahr 1813'.

Neiße, durch starke Regengüsse angeschwollen, alles überschwemmt und hemmt zwei Tage lang den Abzug des Langeronschen Korps. Danach sind sie ‚ohne Sauve garde, welche die russischen Generale verweigerten‘, herumschwärmenden Kosacken preisgegeben. ‚Einige sprengten die thörichterweise geschlossenen Thüren und stürmten wutbrüllend und alles demolierend durch das Haus.‘ — Auf dem Wege zur Elbe wählte sogar Blücher zwei Tage lang (8. und 9. September) mit dem ganzen Stabe Joachimstein zu seinem Standquartier.[1]) Ein Ball fand statt, nach einem kalten Souper. Wunderlich genug klangen die Tanzweisen in dem kriegerischen Lärm. Aber die Offiziere zogen fort, und neue Detachements zogen heran. Verzweifelt ruft Fräulein von Loeben: ‚Die hohen Mächte ziehen eine Partie Dame in unserem Lande, die jeden ehrlichen Mann zum Bettler macht‘. An einer andern Stelle gesteht sie: ‚Das Dorf ist ruiniert wie alle unsere Güter; kein Bauer hat mehr Pferde, und wir haben keine Klafter Holz für den Winter ... Das Getreide verfault auf den Äckern aus gleichem Mangel, kein Acker hat bestellt werden können, und dazu nun erst die horrenden Lieferungen und Kontributionen! Radmeritz zahlt zu den letzt vom General Blücher ausgeschriebenen ca. 300 000 für den Görlitzer Kreis allein 1000 Taler.‘ So ist ihre Klage nur zu begründet, dieser Krieg habe und werde noch Summen kosten, ‚die den letzten Grund unsrer Wohlhabenheit erschüttern und das Ganze aus den Angeln heben müssen‘.

---

[1]) Im selben Jahre, vom 3. bis 5. April, weilt auch Körner in Joachimstein. Dem ‚amtlichen Tagebuch des Freicorps‘ zufolge hatte dieses auf seinem Marsche von Rogau nach Dresden am 4. und 5. April Quartier in und um Radmeritz. (Schlüsser, S. 224). Körner notierte sich am 3. April: ‚Schloß Joachimstein! Mittagessen. Abendplaisier. Wiedersehen mit Isidorus. Wunderschöner Ball.‘ Von J. aus ward der von Körner verfaßte ‚Aufruf an das Volk in Sachsen. Von ihren Freunden‘ in Tausenden von Exemplaren in ganz Sachsen verbreitet. Wie K. dem Freunde zum Abschied einige Distichen widmet (Werke S. 219), so richtet dieser an K. ein Sonett ‚Der knieende Ritter‘, das die ‚Deutschen Frühlingskränze‘ für 1816 auf S. 255 bringen. Vgl. zum Ganzen Peschels Ausg. d. K.'schen Tagebuchs (1893) und A. Moschkau, ‚Th. K. und das Lützower Freicorps‘, Oybin, z. 26. August 1893.

Unter dieser allgemeinen Verarmung hat auch die Loebensche Familie sehr schwer gelitten, wie erhaltene Briefwechsel und Abrechnungen wiederholt dartun. Ja der Gedanke ist nicht abzuweisen, daß die Hast der so umfangreichen schriftstellerischen Tätigkeit Loebens in einer finanziellen Zwangslage begründet war.[1])

Aber bei allen eigenen Sorgen und denen für Mutter und Geschwister, bei allem Kummer über das Geschick des Landes: seine fromme Gefaßtheit allen irdischen Leiden und Gefahren gegenüber findet sich immer wieder beruhigt in dem tröstlichen Vorsatz: ‚alles kindlich Gott anheimzustellen, der die Liebe selbst ist‘.[2])

Dennoch haben diese aufregenden Monate seine zarte Natur heftig mitgenommen; in eben jener stürmischen Zeit, von der Wilhelmine Loebens Brief berichtete, gerade da ein Gefühl in ihm wächst, sein Leben ‚gehe mächtig einer vita nuova entgegen‘, packt ihn ein schweres Nervenfieber und bringt ihn während zehn Wochen dem Tode nahe. Treue Pflege führt zur Genesung, und jetzt, in gesteigertem Kraftgefühl, entladen sich Frömmigkeit und Patriotismus in dem frohen Entschlusse, am Freiheitskampf der deutschen Nation teilzunehmen. Es entstehen, Anfang Dezember, u. a. ‚Freiheitsandacht‘[3]) und ein ‚deutsches Bundes-

---

[1]) Aus einer Aufrechnung der Mutter Loebens von 1806 geht hervor, daß nach dem Tode des Vaters Otto Heinrich ein Vermögen von etwa 20500 Talern zufiel, natürlich der Zinsgenuß dieses Betrages, der in den Gütern steckte. — Wie schuldenüberlastet dieser Besitz aber durch den Krieg gewesen sein muß, lehrt ein Briefkonzept der alten Gräfin, in dem sie einen nicht genannten General (wohl Blücher) dringend um Erlaß oder Aufschub von Kontributionen bittet.

[2]) Es paßt der Vers, den Loeben sich aus seinem Liebling Fleming einmal ausschrieb:

Mein Trost, mein einiger Trost, ist Gott und der allein,
Wer Trost von diesem hat, der kann nicht elend seyn.

Dem Freunde Goldmann schreibt er in dieser Zeit: ‚Religiöses Streben ist es, wohin meine Natur sich neigt und worin ich mein Heil finde.‘

[3]) Unter diesem Titel läßt er auf eigene Kosten drucken und zum besten armer sächsischer Freiwilliger ein Lied für den ‚Banner‘, eine Rede und einen Aufsatz ‚Über Napoleon‘. — Das Heftchen ginge gut ab und

lied', das er den ‚Deutschen Blättern' einsendet. Dann begibt er sich nach Dresden und läßt sich am 18. Dezember in den ‚Banner der freiwilligen Sachsen'[1]) einschreiben: ‚Nun ist mir wohl! Meine weitere Bestimmung erwarte ich nun ruhig und getrost.' Vier Tage danach wird er zum Sous-Lieutenant bei den Jägern zu Fuß ernannt, als der er die reiche Uniform der

interessiere, bemerkt er nach einiger Zeit. Es scheint sich kein Exemplar erhalten zu haben. Vielleicht haben die ‚Dresdner Landwehr-Blätter' (Kgl. öffentl. Bibl. zu Dresden) etwas aus dem Inhalt übernommen; etwa den Aufsatz in Nr. 4 vom 27. Dez., S. 54—56: ‚Das Bannerkreuz', der die Menschen aufruft zu dem ‚religiösen, allvereinenden Kampfe', zu dem ‚Christenkrieg, der wider das Prinzip des Unglaubens, der Ungerechtigkeit, der Habsucht, der Lüge, der Falschheit, der Hoffart, der mit humaner Folie verlarvten Unmenschlichkeit und Menschenverachtung geführt wird'. — Vielleicht auch irgendeine zeitgenössische Dresdner Tageszeitung, die mir nicht zugänglich war.

[1]) Wertvolle Quellen für die ziemlich ruhmlose Geschichte dieses ‚Banners' sind das ‚General-Gouvernementsblatt für Sachsen' 1814 und die 15 Nr. der ‚Dresdner Landwehr-Blätter' vom 6. Dez. 1813 bis 11./25. Juni 1814. Dazu vgl. Dresdner Geschichtsbll. 1892, I. Jahrg. und Leipz. Tageblatt 1894 Nr. 14. — Der Aufruf zur Bildung erfolgte durch Patent des Generalgouverneurs Fürsten Repnin am 31. Oktober 1813, von Leipzig aus; am 29. November wurde auch in Dresden ein Organisations-Bureau eröffnet. Schon am 17. war dem Banner die Auszeichnung verliehen worden, ein grüntuchenes Kreuz auf der linken Brust zu tragen, — auf dieses Abzeichen spielt der Titel des in der vor. Anm. erwähnten Aufsatzes an. — Das Banner, welches Dresdner Frauen mit einem Kostenaufwand von 183 Talern stifteten, bestand aus weißem Gros de Naples. In der Mitte der einen Seite der Rautenkranz, das von Palmenzweigen umschattete, in Gold gestickte Bannerkreuz umschließend; in der Mitte der andern ein Kranz von Eichenlaub, Lorbeer, Immortellen, Rosen und Immergrün mit der Inschrift: Es führt zum Sieg. Die Fahne war ringsum mit goldenen Fransen besetzt. Nach der weiteren Schilderung der Dresdner Landw.-Bll. (Nr. 11, S. 167) trugen die Ecken einfach ‚Kleezweige mit einem nationalfarbenen Bande', nach dem ursprünglichen Entwurf von Haubold und Schönburg sollten, scheint es, in den vier Ecken auf himmelblauen Schilden die Sinnbilder der Tapferkeit, Macht, Gerechtigkeit und des Friedens angebracht werden. Am 11. Februar 1814 ward die Fahne geweiht, zwei Tage später marschierten die Truppen nach den Rheingegenden. Vor dem Feind ist der Banner, den Kaiser Alexander am 9. März als zu seiner Garde gehörend bestimmte, während die sächsische Landwehr (unter Thielemann) zum III. deutschen Armeekorps gehörte, nie gewesen.

Banner-Offiziere — dunkelgrünen Frack mit ponceaurotem Kragen und Aufschlägen und gelben Knöpfen; auf der rechten Schulter ein goldenes Achselband, links Konter-Epaulett; dazu dreieckigen Hut mit dunkelgrünem Federstutz[1]) — tragen durfte.

Am Weihnachtstage ist große Cour beim Statthalter in Dresden, dem Fürsten Repnin; dann legen die Freiwilligen den Eid in der Frauenkirche ab. Abends ist die Stadt festlich erleuchtet. Denn die Stadt nimmt an dem Ergehen und den Erlebnissen ihrer kriegerischen Angehörigen lebhaftesten Anteil; vor allem die Frauen. Hier bietet sich Loebens Wirksamkeit ein besonders dankbarer Boden. Am 12. Januar schreibt er ‚einen Aufsatz an die patriotischen Frauen ins Landwehrblatt'. Und als die Frauen dann das kostbare Banner geschenkt haben, widmet er ihnen ein Sonett: ‚An die Geberinnen einer Fahne. Dresden den 19. Februar 1814.'[2])

Auch dem ‚Liederbüchlein'[3]) der Jäger des Banners stellt er sein rasch bereites Talent zur Verfügung, ersinnt eine Vorrede, trifft die Auswahl und Anordnung für den Buchdrucker, wie er denn nach dem Wunsch des Bannerführers, Generalmajors Carl Adolf von Carlowitz (auf Großhartmannsdorf) der ihn schätzte, eine Art Barde des Banners sein sollte. So sorgte Loeben denn auch für die Grabschrift der einzigen Opfer, welche die sächsischen Freiwilligen dem Kriege (unfreiwillig)

---

[1]) Der spätere Professor Krug (Leipzig), der den Zug im Banner als Leutnant bei den reitenden Jägern mitmachte, bemerkt in seiner Selbstbiographie, daß Pferde, Waffen und alle Montierungsstücke sich zu beschaffen viel Geld kostete; allein die Kopfbedeckung 100 Taler! ‚Denn erst wurden Dreiecke beliebt, dann Schwedenhüte, dann Tschakos, dann endlich Tzschapkas, alles mit vielen Tressen und Klunkern behangen.' — Man sieht, wieviel Tändelei doch ehrlicher patriotischer Begeisterung unterlief.

[2]) Nr. 11 vom 21. März 1814.

[3]) Erhalten scheint von der kleinen Sammlung kein Exemplar. L. selbst parodiert für sie ‚Frisch auf, zum fröhlichen Jagen' und dichtet einige neue Lieder, wie sein Tagebuch, ohne nähere Angaben, berichtet. Eine Probe bringt Nr. 5 des Landw.-Bl. vom 10. Januar 1814: ‚Des Banners Jägerhorn.'

brachten: jener 62 Mann, die am 12. April zwischen Miltenburg und Großheubach durch Umstürzen einer Fähre ihren Tod in den Wellen des Mains fanden.[1]) Das „General-Gouvernementsblatt“ veröffentlichte sie später: ‚Hier, voll von Hoffnung, ihr Alles im edelsten Kampfe zu wagen, auf dem freudigen Wege zum hohen Ziele, vertauschten Leben mit Leben im Wellenkampfe besiegt, 62 Mann des Banners der freiwilligen Sachsen.‘

Der Umfang seiner eigentlich militärischen Funktionen kann nicht erheblich gewesen sein: jedenfalls erfolgt seine Abreise[2]) von Dresden nach Sangerhausen, wohin die Schar schon am 13. Februar aufgebrochen war, erst am 8. März. Über Meißen, Leipzig, Weißenfels, Naumburg gelangt er am 14. März nach Weimar, in dem er drei Tage bleibt, Goethe besucht, bei Hofe präsentiert und dort zur Tafel geladen wird. Darauf geht es über Erfurt nach Eisenach. Er ist ‚selig auf der Wartburg‘, als am 26. März ein plötzlicher Befehl den Banner zurück nach Gotha beordert. Loeben ist schon am nächsten Tage beim Herzog Emil August von Gotha, mit dem freundschaftlicher Verkehr

[1]) Nr. 191 des 5. Bandes der ‚Deutschen Blätter‘ von 1814 enthält auf S. 171/2 zwei Sonette ‚Zum Andenken der im Main zu Mildenberg (sic!) ertrunkenen Jäger des sächsischen Banners‘, die mit L. unterzeichnet, wohl ebenso von Loeben herrühren wie 1813 der ‚Nachruf an Körner‘, den die Nr. 52 vom 20. Dez. 1813 auf S. 592 brachte, wie (Nr. 64 des II. Bandes 1814) ‚Das Lied auf dem Rheine 1807‘. — Die ‚Deutschen Blätter‘ erschienen bei F. A. Brockhaus in Leipzig, von der Mitte des Jahres 1813 an bis 1816, dreimal wöchentlich. Loeben stand in ziemlich naher Verbindung mit dem Blatte, zu dessen Verleger sich dann bald persönliche und geschäftliche Beziehungen knüpften. Das Brockhaussche Archiv bewahrt noch den Briefwechsel Loebens mit dem Begründer des Hauses und stellte ihn mir in freundlichem Entgegenkommen zur Verfügung. Seine interessanten Ergebnisse sind gelegentlich im Text verwertet. — Während die vorhin erwähnten Beiträge die Chiffre L. tragen, sind die andern mit dem gewöhnlichen J. O. gezeichnet. Z. B. das Gedicht ‚An die Königin Luise‘, Band V Nr. 175 (25. Aug. 1814) und weitere Beiträge — Rezensionen und Prosabetrachtungen — in den Nr. 176, 189, 190.

[2]) Ein schmerzliches Bild nahm er in den Feldzug mit: wenige Tage vorher war er nach Tolkwitz, dem Landhause seines Vaters bei Dresden, geritten — er war als Offizier beritten — und hatte alles zerstört gefunden!

unterhalten wird; das Gros des Banners kommt erst am 30. an. Man sieht: die kleine Truppe umschloß ein in jedem Betracht sehr lockeres Band. Nun aber scheint die Führung energischer zu werden; es geht ernsthaft aufs Ziel; der April sieht die Führer der Schar in Paris. Im eroberten allerdings. Schon am 9. in Würzburg, wohin sie über Meiningen und Gelders-heim marschieren, hören sie von der Einnahme der feindlichen Hauptstadt. Eine Stockung im Vormarsch tritt ein. Es geht nach Darmstadt, nach Heidelberg. Da, endlich, am 21. nachts treffen sie in Großgerau — Loeben schreibt in seinem Tage-buch Großgöhrau, es liegt in Hessen-Darmstadt — den General Carlowitz. Der eilt nun, Cäsar würde schreiben maximis itineribus, nach Paris, der Banner scheint langsam zu folgen. Zu seiner Suite gehört auch der Leutnant Graf Loeben. Am 24. früh fahren sie von Zwingenberg ab, über die Bergstraße, auf Mann-heim zu. In der Nacht des 25. passieren sie Nancy, zwei Tage später Châlons sur Marne; auf dem geradesten Wege — Epernay, Meaux — erreichen sie Paris, am 29. April. Am 3. Mai werden alle Offiziere Kaiser Alexander vorgestellt.

Loeben bleibt noch nicht drei Wochen in der Stadt, diesem ‚Neuen Babel, mit der Circe Künsten Und mit Pandorens Urne ausgerüstet', dessen tolles Treiben ihn abstößt. Ein ‚lebendiges Grab' nennt er es Helminen gegenüber. Er durchstreift die Umgegend, Versailles, St. Cloud, Malmaison, Montmorency; besucht Theater und Oper. Er weilt viel in der Bibliothek, wo er des Orientalisten Chézy Bekanntschaft macht, dessen getrennt von ihm lebende Gattin Helmina nun im selben Jahr, wieder in Heidelberg, den Kult überschwänglichster Freundschaft mit Loeben treiben sollte. Er sah auch die Manessesche Handschrift. Nicht zu trennen aber vermochte er sich von den Bilderschätzen der Museen, diesen weiteren Zeugnissen Napoleonischen Sammeleifers: vor den Niederländern, vor Correggio [1]) weilt er immer wieder.

[1]) Corregio, diesen Liebling der Romantiker, hatte Loeben in der Dresdner Galerie schon schwärmerisch verehrt. Auf seine ‚Magdalena'

Dann verläßt er die Stadt, — ‚wie gerne!‘ Sein Sonett ‚Abschied von Paris‘[1]) schließt, nachdem es dem ‚neuen Babel‘ sein ‚eitles Nichts‘ von ‚Maskenspielen‘ vorgeworfen,

Wer aber still, wie ich, nach seinem Ziele
Gekehrt, Paris, begrüßte Deine Zinnen,
Den schützt die Kunst, dein Raub, vor deinen Lügen.

Rasch geht es zurück. Am 17. Mai war er abgereist, am 20. in Bodenheim (bei Mainz); am 27. trifft er in Heidelberg mit Helmina von Chézy zusammen, mit der 1812 Fouqué eine schriftliche Verbindung vermittelt, Loeben jetzt (schon am 16. April) persönliche Bekanntschaft geschlossen hatte.[2]) Er bleibt in Heidelberg bis Ende Juni, und in dieser erstaunlich kurzen Zeit stellt er in ununterbrochener Arbeit das druckfertige Manuskript seiner ‚Deutschen Worte‘ her, der kritischen Randglossen, mit denen er Frau von Staëls so lang erwartete ‚Briefe über Deutschland‘ versah. Sie waren endlich gegen Schluß des Jahres 1813 erschienen; bald folgte, von Villers besorgt, eine französische Ausgabe, die Brockhaus verlegte — unstreitig die beste —; bei Hitzig kam noch im gleichen Jahr eine deutsche Übersetzung heraus. So war ohne Zweifel das Publikum lebhaft angeregt, Loeben, den Patriotismus und ein edler kritischer Eifer zu seiner umfassenden Entgegnung und Korrektur des Staëlschen Buches trieben,[3]) durfte hoffen, mit

---

bringt Gubitz' ‚Gesellschafter‘ z. B. ein Sonett (1818, 34. Blatt von 28. II.), das wieder abgedruckt ist in Fr. Raßmanns ‚Neuem Kranz deutscher Sonette‘, 1820.

[1]) Deutsche Blätter 1814, Nr. 176 vom 27. August, S. 32.

[2]) Ein Urlaubsgesuch Loebens für den Besuch Heidelbergs ist am 16. April vom Obersten des Bannes, von Miltitz, bewilligt. Ein Brief der Chézy an Loeben bestätigt diesen Tag als den Beginn ihrer Freundschaft; die Begegnung erfolgte wohl in Darmstadt.

[3]) ‚Ich habe meinen Versuch einer Widerlegung oder Beantwortung geschrieben, weil ich mich recht innerlich angeregt fühlte, dem Schmerze Raum zu schaffen, der mich beim Lesen so mancher Ungerechtigkeit ergriff; ich habe ihn bekannt gemacht, weil ich nicht gezweifelt habe, es würde eine Menge

seinem Werk auch einen buchhändlerischen Erfolg zu erzielen. Darin enttäuschten ihn aber sowohl das Publikum, wenn es seine Absicht auch guthieß, als sein Verleger (Mohr & Zimmer)[1], der sich des Vertriebes der ‚Deutschen Worte' wohl nicht energisch genug annahm. Loeben, wie sein Briefwechsel mit der Chézy andeutet, wird daher statt irgendwelchen Gewinnes noch Verlust an Geld zu beklagen gehabt haben.[2])

deutscher Leser geben, die hier nichts als Neues und Unbekanntes von der fremden Rhapsodin vernehmen, und wähnen würden, wir hätten uns durchaus in allen Stücken bei ihr zu bedanken.'

[1]) In Heidelberg. — Der vollständige Titel des Werkes, das ihm in Kommission gegeben war, ist: ‚Deutsche Worte über die Ansichten der Frau von Staël von unserer poetischen Litteratur in ihrem Werk über Deutschland.'

[2]) Der Briefwechsel Loebens mit Helmina von Chézy, dazu Tagebuchnotizen beleuchten recht scharf den Zustand finanzieller Beschränktheit, in dem Loeben — und seine nächste Familie wohl gleichermaßen — sich befand; eine kümmerlich-anständige Bedürftigkeit, die vom Standpunkt des einstigen Ministerhaushalts aus Armut zu nennen ist. Auf die Ursachen, die diesen Zustand für den güterbesitzenden Adel typisch machten, ist bereits hingewiesen. Natürlich ist von einer Brotnot nicht die Rede, das Standesgemäße in Bedienung — L. hat seit Beginn seiner Studentenzeit stets einen Diener gehalten, der nicht unter 150 Taler Lohn bezog —, Reisen, Kleidung usw. wird nach Möglichkeit aufrecht erhalten. Aber darin erschöpfen sich die Mittel. Wenn dann Helmina, als Bevollmächtigte Loebens, mit Mohr & Zimmer abmachte, der Druck der ‚Deutschen Worte' erfolge auf Kosten des Verfassers, so ‚geniert' ihn diese Ausgabe erheblich. Er sucht, wo es angeht, zu sparen: ‚Auch sind 25 Exempl. auf Velin nicht nöthig; etwa 3 oder 4 höchstens . ., vielleicht nur eins am Ende . ., es macht die Sache zu theuer.' Später ersucht er Helmina, das erforderliche Geld in Heidelberg aufzutreiben: ‚gern will ich es bis zur möglichen Rückzahlung verzinsen.' Helminas Bemühungen haben leider keinen Erfolg; als sie dann die Quittungen über ihre Auslagen sendet, muß er mit innigem Bedauern sich für den Augenblick ‚vollkommen außer Stande' erklären, ihre Wünsche zu erfüllen. Er nennt in demselben Briefe (21. 4. 1816) sich geradezu insolvent. — Erörterungen der Honorarfrage und dringende Bitten um Sendung fälliger Summen ziehen sich auch durch den erwähnten Briefwechsel mit F. A. Brockhaus: Loeben war stark auf die Beihilfe angewiesen, die aus dem Ertrag seiner Schriften floß. — Mit Freuden berichtet er der Chézy, wie sehr er mit seinen ‚Deutschen Worten' die allgemeine Erwartung erregt habe: mit keinem seiner Werke mehr außer etwa mit dem ‚Guido', an den es sich auch zunächst anschließe. Und zu gleicher Zeit gibt ihm die Freundin die er-

Die Literaturabschnitte des Buchs der Staël im 2. und 3. Teil, auch Stücke des 4., finden eingehende Betrachtung. Er folgt der Darstellung der Frau von Staël Kapitel für Kapitel, hebt einzelne Stellen beistimmend oder verwerfend, zweifelnd oder polemisierend, heraus und schließt oft treffende allgemeine Bemerkungen an. Hatte er doch selbst — in seiner plänereichsten Zeit, 1807 — ‚Ideen zu einem kritischen Werke die neuere Teutsche Poesie umfassend' gehabt, die hier nun zu einem kleinen Teile, an ein fremdes Werk angeschlossen, verwirklicht wurden.[1]) Wie er sich damals ein ‚ausgemachtes Mittlergenie' nannte, verfolgt er mit seinen Randglossen, die der Staël gelten, gleichzeitig den Zweck, Verständnis für die Dichter der Gegenwart zu wecken, überhaupt die Kenntnis von ihnen zu verbreiten. Daß er Novalis' begeistert gedenkt — mit seiner Erscheinung beginne eine heiligere Zeit der Menschheit —, sei nur erwähnt; aber mit Bewunderung nennt er auch Heinrich von Kleist, den Frau von Staël übergeht: keiner der deutschen Dramatiker sei mehr zum Nachfolger Shakespeares berufen gewesen. Mit Recht müssen ihm ‚die ästhetischen Gründe ihres

freuliche Versicherung, wenn die ganze Edition (750 Exempl.) abgehe, werde er, ‚alles hoch angeschlagen, was man einbüßt und verschenkt, 300 fl. Überschuß haben'. Sie suchte auch durch Empfehlung und Rezensionen das Buch, dessen Druck sie überwachte, bekannt zu machen; die Leute drückten Loeben die Hand und rühmten sein patriotisches Beginnen. Aber als das Werk erschienen war, kannten und kauften es die wenigsten; nicht einmal Brockhaus, klagt L. aus Dresden, wo er seinen Besuch erhielt, hatte Kenntnis davon; und er selber könne es doch nicht empfehlen. — Mohr & Zimmers ungenügende Propaganda mag zu diesem Mißerfolg beigetragen haben, vor allem verschuldeten ihn die kriegerischen Unruhen und der die Geschäftslust lähmende, das allgemeine Interesse absorbierende Druck der politischen Lage, über den z. B. Sander, der Berliner Buchhändler, in den Briefen an C. A. Böttiger so beweglich klagt, der ja schließlich seinen geschäftlichen Ruin bewirkte.

[1]) Einzelne Gedanken, die bei den ersten Vorarbeiten damals niedergeschrieben wurden, finden sich fast wörtlich in den ‚Deutschen Worten' wieder; etwa jener merkwürdige: ‚der ganze Don Carlos ein Kant gesetzt als philosophische Opernsymphonie.' [1807: ‚. . . ein Kant in Musik (als Oper) gesetzt.'

Stillschweigens um so räthselhafter sein, da sie an dem von ihm und Ad. Müller gemeinsam herausgegebenen ‚Phoebus' Theil nahm und schon von daher diesen ausgezeichneten Dichter kennen mußte'.[1]) Seinem geläuterten Urteil gehören der ‚zerbrochene Krug', ‚Käthchen' und ‚Robert Guiskard' ‚zu dem Besten, was wir haben'.[2])

Loebens vom Patriotismus überschärfte Ansicht, die die Gleichberechtigung der Individualitäten übersieht, geht dahin: Deutsche und Franzosen, wie sie damals sind, ergänzten sich nicht, sondern höben sich auf, seien nicht Gegensätze, sondern Widersprüche, innerhalb deren unfehlbar nur einer recht haben könne. Die Literatur des einen oder des andern Volkes müsse ‚auf einem falschen Grundsatze beruhen'. Da sei zu entscheiden, nicht zu lavieren.[3]) — Begründeter als dieses Paradoxon ist sein Urteil über das Werk der Staël selbst, wenn er es als noch unvollendetes Resultat des Strebens betrachtet, ‚eine Autorität gegen die Akademische der Franzosen, in französischer Ansicht selbst aufzustellen'. Insofern gewinnt seine paradoxe Schroffheit eine gewisse Berechtigung, als Loeben es auf strikt

---

[1]) R. Steigs subtile Analyse der ‚Berliner Abendblätter' hat über die Beziehung der St. zu Kl. und Ad. M. und den innerlichen Gegensatz, der die Ursache des Totschweigens war, Aufklärung gebracht. Vgl. ‚Kleists Berliner Kämpfe', S. 497 ff.

[2]) L. tadelt ferner, daß außer Kleist auch Dichter wie Arnim, Fouqué, W. v. Schütz, Rostorf, Maler Müller u. a. unerwähnt bleiben, namentlich aber die ‚unerhörte Vergeßlichkeit', die zeitgenössischen Dichterinnen nicht zu nennen: Die Caroline Fouqué, Helmina, Sophie Bernhardi, die Schwester Tiecks, Dorothea Schlegel und ihren ‚Florentin'; Frau von Wolzogen, die Vf. der ‚Agnes von Lilien', Sophie Mereau usw.

[3]) S. 247 ff.: Wie reizbar diese kriegerische Zeit L.s ‚Patriotismus' gemacht, beweist jener Ausruf (S. 8): ‚Nichts Schändlicheres ist gesagt worden als das: wir könnten litterärisch fortdauern, wenn uns auch physisch und moralisch die Freiheit todtgeschlagen wäre.' — In einem hs. ‚Dialog' (Berl. Kgl. Bibl., ‚Varnh. a 33') über das Werk der Staël, den Helmina die unausgeführte Absicht hatte, zusammen mit den ‚Deutschen Worten' an die Staël zu senden, heißt es: ‚Allerdings ist das deutsche Wesen in mir, nennen Sie es das deutsche Temperament, durch das Werk gereizt worden . . .'

widersprechende Züge der deutschen und französischen Volksseele zurückführen kann, daß Frau von Staël mehrmals ihre raschen Urteile ‚wie in der unsichtbaren Gegenwart eines französischen Geschmackstribunals' ausspricht, sich von der ‚versteinerten Autorität' der sogenannten Klassiker unter den Franzosen, eines Boileau, eines Racine nicht frei machen kann.[1]) So gibt z. B. Loeben das Kapitel ‚de l'art dramatique' (‚D. W.' S. 76 ff.) berechtigte Gelegenheit, Frau von Staël vorzuwerfen, daß sie der ‚Eitelkeit des nationellen Gefühls', — wir würden sagen: Chauvinismus — nicht selten nachgibt (um dem Volke wie dem eignen französischen Verstande zu schmeicheln). So wird sie gegen manches blind. Loeben braucht das hübsche Bild, sie gleiche jemandem, der eine brillante Violionpassage für sein Konzert einübe und darüber draußen der Vöglein Schlag im Walde und den Hörnerklang überhöre. — Im einzelnen zeige sie sich so als Frau von ungemein tiefem und feinem Urteil, von oft intuitivem Blick, aber das Buch im ganzen sei unvollständig, einseitig und sprunghaft, es weise jene Schwächen auf, die aus der spezifisch französischen Vorliebe für den Konversationston hervorgehen. Ohne einen einheitlichen Plan, mehr nach einer ungefähren Vorstellung des Ganzen gearbeitet, entbehre die Darstellung der Frau von Staël oft der Ruhe und Klarheit, weil sie zu rasch eine Welt von solchem Umfang wie die deutsche ‚gleichsam in einem Triumphzug der Grazie durchfliegen wollte'. Eine organische Betrachtung der ganzen Literatur, in irgendeiner Zeitfolge, sei nur höchst selten zu finden.

---

[1]) Die französiche und die deutsche Ansicht seien in ihr noch so im Kampfe, daß es an Widersprüchen und Täuschungen nicht fehle, daß oft Halbheit ihrer Anschauungen und Meinungsäußerungen das Resultat sei: wenn ihr ganzes Buch auf der einen Seite an einer ausgebreiteten Anerkennung der deutschen Bildung arbeite — und L. erkennt die Herzlichkeit und Wärme, mit der das geschieht, freudig an — ‚so durchkreuzt ihren Weg plötzlich wieder die Idee, beide Literaturen müßten verschmolzen werden, um vollkommen zu sein; so verlangt sie vom Deutschen, daß er französischen Geschmack, französische Vorzüge sich aneigne . . .

Trotz aller Ausstellungen und Einwände zollt Loeben dem einsichtsvollen Vermittlungseifer und der unzweifelhaften Genialität der bedeutenden Frau volle Anerkennung. Indem er in einer zusammenfassenden Nachrede die Hoffnung ausspricht, Lob- und Tadelworte, durch Gründe unterstützt, ‚im Namen vieler Deutschen gesprochen zu haben,‘ widmet er das Buch ‚seinem geliebten Dionysius‘ [1]): ‚Laß dir das Buch, das ich dir biete, eine Botschaft schönerer Verheißungen seyn.‘

* * *

Schönere Verheißungen! Loeben erfüllte die mystische Überzeugung, daß sein Schicksal in seinem dreißigsten Jahre sich wenden, die Welt etwas Großes von ihm erfahren werde. Er sprach sie sich selbst und seinen Freunden gegenüber wiederholt aus. An den folgenden Worten erkennt man, wie diese Überzeugung aus einer ekstatisch-gläubigen — herrnhutischen [2]) — Frömmigkeit quillt: ‚Ich fühle, daß ich der Welt nun nicht mehr verborgen bleiben kann und soll, daß ich um das 30. Jahr herum wie mein Herr und Heiland auf meine Weise die Liebe predigen soll; wenn meine Zeit kommt, von der ich oft geträumt, dann beten Sie für mich um Demuth!‘ so bittet er die Chézy, der er sich (nach seinem Bekenntnis) am tiefsten

[1]) ‚Mit deiner Liebe war ich bekränzt, als ich in unserem Paradiese war, meine erste Liebe bekränzt dich wieder, nun ich von neuem den Frühling Gottes athme, und wieder bin, wo ich mit dir war, versenkt in immergrünes Leben.‘ — Es hat sich ein Brief von Strauß gefunden, im Sommer 1814 aus Stonsdorf datiert, also kurz bevor er als Prediger nach Elberfeld ging, (wohin ihm dann im Oktober 1814 das erste fertige Exemplar der ‚deutschen Worte‘ gesandt wurde). Er ist ‚Isidorus!‘ überschrieben und ‚Dionysius‘ unterzeichnet und atmet durchaus noch jenen dithyrambischen Geist, der 1807/08 die Jünglinge erfüllte.

[2]) ‚Kennen Sie wohl auch das Brüdergesangbuch? Da findet die Seele doch recht viel Erquickung‘, heißt es in demselben Briefe. Loeben — und später sein jüngerer Bruder Albrecht — benutzten regelmäßig die ‚täglichen Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde‘, deren Jahrgänge die Bücherschränke des leeren Nieder-Rudelsdorfer Schlosses jetzt noch füllen.

aufgeschlossen hat, eben in dieser Zeit, da er die Arbeit an den ‚Deutschen Worten' beendet hatte und nach einem Reisemonat voll reicher und mannigfaltiger Eindrücke in seine Lausitzer Abgeschiedenheit zurückgekehrt war.[1]) Er schreibt diesen Brief noch am Tage seiner Ankunft in Radmeritz, dem 30. Juli 1814.

[1]) Er verließ Heidelberg am 1. Juli, fuhr, über Mainz und Bingen, den Rhein herunter nach Koblenz, wo ihn Görres herzlich empfing, und Cöln, wo ihn die Boisserées freundlich aufnahmen. ¦ Nach einem Besuch in Elberfeld (7. Juli) bei seinem geliebten Dionysius ging es durch Hessen über Kassel nach Göttingen, Goldmanns Wohnsitz. In Eisenach ward ein frohes Wiedersehen mit Julie von Bechtolsheim gefeiert, die seine ‚liebe Freundin', wohl auf dem Hinmarsch des Banners, geworden war.

Kapitel 4.

Der Lebensabend.

Niederlassung in Dresden. Zeit der Belletristik und Almanache.

Er müßte sorgen, sich recht bald einen guten literarischen Namen zu machen, schreibt Loeben einmal, ‚daß die Leute Respekt bekommen und sich's etwas zur Ehre schätzen, wenn sie auf mich stoßen'. So arbeitet er denn in den nächsten Jahren mit einem unermüdlichen Eifer und einer aufreibenden Intensität; seine Bildung auf philosophischem, historischem, literarischem, selbst juristischem Gebiet — dessen poetische Seite ihm aufgeht — sucht er immer umfassender zu gestalten, zu vertiefen; dichterische Entwürfe, vornehmlich zu Romanen und Novellen gehen neben rein lyrischer Betätigung her; und zu diesen Arbeiten gesellt sich eine ausgedehnte kritische Tätigkeit, die zwar mit ziemlichem Widerwillen ausgeübt wird — das ganze Kritisieren bleibe immer eher prügelns- als lobenswert —, und wohl ebenso sehr um der Notwendigkeit willen, seine Einnahmen zu erhöhen, als um sein Bedürfnis, mit der zeitgenössischen Literatur dauernd vertraut zu bleiben, ohne Unkosten befriedigen zu können. All die Rezensionen, die er für die ‚Jenaer Allgemeine Literatur-Zeitung' in Menge [1]), für die ‚Zeit-Blüthen', ‚Erholungen' und

[1]) Nr. 171 des Jahrgangs 1814 brachte eine begeisterte Begrüßung der ‚Deutschen Gedichte' Freimund Reimars. — Im folgenden Jahre brachten Beiträge von ihm die Nr. 19, 30, 34, 36, 41, 47, 75, 77, 90, 97, 113, 122, 130, 150, 158, 179, 189; 232—234, 238. — Häufig stehen mehrere Besprechungen in der kurzen schließenden Abteilung ‚Kleine Schriften'. Seine Chiffren sind —us, später auch G. L.

andere Zeitschriften anfertigt, scheinen ihm im Grunde steif und kalt.

Diese selbst aufgebürdete Arbeitslast zu überwältigen bringt er den größeren Teil des Jahres in der Einsamkeit der Lausitz[1]) zu, in Radmeritz oder dem nahen Gerlachsheim, dem ‚stillen einsamen Waldschloß'. Einige Monate des Winters, meist die Zeit nach Weihnachten, lebt er in Dresden, aber auch hier verhältnismäßig zurückgezogen, nur in kleinem Kreise verkehrend. Die Pflege intimer Freundschaften, mit Helmina, Therese aus dem Winkel, dann Malsburg, auch Tieck u. a. ersetzt ihm die umfängliche Geselligkeit, die er aus früherer Zeit gewohnt war. — Dann traf ihn ja, nach einem nicht immer ruhigen Lustrum der Ehe, der lebenzerstörende Schlaganfall, dessen gesteigerte Wiederholungen den epileptisch Gewordenen vorzeitig aufs Todeslager warfen. — Das als letztes erhaltene Tagebuch von 1815 im Verein mit den vorhandenen Briefschätzen werden wenigstens noch einen Einblick in dieses letzte Jahrzehnt seines Lebens gestatten, das innerlich so tief bewegt, ja reich ist, dessen schöne Menschlichkeit aber künstlerisch auszuwirken sein Wollen wie sein Können nicht zureichten: die Epoche reifenden Verstandes und Gefühls wird so die Epoche seiner seichten Belletristik, deren gefällige Form und oft anmutiges Gewand den Mangel an Gehalt nicht decken.

* * *

Ernstliche Erkrankungen und anhaltende Schwächezustände treten von nun an wiederholt auf; die ersten Anzeichen des langsam sich vorbereitenden Zusammenbruchs der Kräfte zeigten sich in jenem Nervenfieber Ende 1813; stärker schon erweist sich das Herz gerade ein Jahr darauf affiziert. Die Strapazen des

[1]) Von den literarischen Zentren war er allerdings durch die Entfernung und das Fehlen einer tüchtigen Buchhandlung so gut wie abgeschnitten. Das mußte er mit in den Kauf nehmen; dann übermannte ihn gelegentlich der Ärger, in dieser ‚wendischen Wüste' nicht Neues vom Büchermarkt zu sehen.

Feldzuges taten ein übriges, sein ‚eingefleischtes Übel: rheumatischen Stoff' zu vermehren. Als nach Napoleons Flucht aus Elba Freiwillige von neuem sich sammelten, mußte er seinen Wunsch, den Feldzug mitzumachen, unterdrücken: „Herzschmerzen gebieten jede Anstrengung, die mit Erhitzung verbunden, zu meiden.'[1]) So klagt er im April 1815, und im März berichtet er der Freundin, als er des Abends bei Therese a. d. Winkel gewesen sei, die mit Begleitung des Waldhorns auf der Harfe spielte, ‚kam ein Schmerz am Herzen über mich, und ich glaubte, es sei mein Ende,[2]) — mir war mehr wohl als weh;

[1]) Dem Vaterland nicht dienen zu können, hat ihn aufrichtig geschmerzt. Sein politisches Interesse war bedeutender, als man wohl damals ihm zutraute, heute vermuten würde, wenn nicht die Beweise des Gegenteils vorhanden wären. Er, der Friedliebende, war gereizt, wenn er in diesen Fragen ‚Indifferenz erblickte'. Seine politische Überzeugung, wie er sie der Chézy einmal entwickelt (Pfingsten d. i. 15. 6. 1815), ist so frei- und hochsinnig, für jene Zeit so reif und selbständig, daß sie verdient, aus dem Dunkel der Bibliothek ans Licht gestellt zu werden: ‚In Rücksicht aufs Äußere — denn im Innern bin ich überhaupt deutsch und da gilt mir jeder Deutsche als mein Bruder und Landsmann und Gefährte auf dem Weg zum freien Reich — ist die Ansicht, die man an mehreren Orten, um der mangelhaften Ansicht des guten Königs willen, von Sachsen hegt, die schmerzhafteste und quälendste Erfahrung meines Lebens.' Der Wiener Kongreß ist eben geschlossen worden. Dazu dieses Bekenntnis: ‚Daß ich deutsch denke, ... wissen alle, die mich kennen. Aber warum ich nicht zugleich und zwar als deutscher Sachse denken sollte, das wüßte ich nicht ... Ich denke so und werde nie anders denken.' — Mit dem Politischen mischt sich immer das Religiöse in seiner Stimmung. Ein langer Brief an Goldmann ist bezeichnend dafür, aus dem Dezember 1813: ‚Ich mag jetzt nichts von politischen Ansichten allein, von muthigen Worten allein hören; über diesem Kriegsgespräche soll ein höherer Geist, der heilige Geist, schweben; ich möchte so gern, daß alle Menschen von der unendlichen Heiligkeit dieses Strebens durchdrungen wären ... Ich möchte, daß alle, die diesem Kampfe beiwohnen, mir wie die christlichen heiligen Ritter im römischen Heere erschienen; denn heilig muß ja eine so heilige Sache machen! ...'

[2]) Man vergleiche damit die Schilderung solcher Zustände in einem Brief an Fouqué (vom 17. 5. 1816): ‚Ein wunderbarer Schmerz am Herzen, der mir endlich alles Schreiben unmöglich machte, schien mir ... Prophet eines baldigen Rufes in die Heimat ... Es waren Stunden selig und sanft wie Abendsonnen und Harfenlispeln, aus denen die Seele mehr

— ich habe viel erfahren'. Der Schlußsatz weist wieder in jene pietistische Sphäre, in die Loeben immer stärker gerät; noch mehr die eingeschobene Bemerkung: ‚Ich fühlte des Heilandes Stimme, die klare, süße, feste Stimme — —.' Sein dauerndes Krankheitsgefühl nährte die mystisch-fromme Stimmung, in der er sich jetzt stets befand; andererseits beförderten die seelischen Aufregungen, denen er bei der immer erneuten Beschäftigung mit seinem ‚inneren' Menschen sich willig hingab, beförderte die religiöse Ekstase, in die er sich oft versetzt fühlte, die immer zunehmende Schwächung seiner ganzen Konstitution. Auch er war nur zu sehr und umfassend ‚ein liebender Mensch, an dem jeder Muskel ein Herz ist', wie Kerner vom Grafen Alexander von Württemberg gesagt hat.[1])

Seine Frömmigkeit ist tief und aufrichtig; wenn ihr Ausdruck hin und wieder von unglaublicher Überschwänglichkeit scheint: sie ist seinem Wesen gemäß gewesen, das Pose in heiligen Dingen nicht kannte. Wäre das Zeugnis seiner Freunde nicht genügend, die Bemerkung des mit der Chézy befreundeten Grafen Graimberg in Heidelberg würde das erhärten: ‚Il a dans son visage quelque chose de béatifié.' Fouqué, dem er in dieser Hinsicht sich verwandt fühlte und manches Bekenntnis ablegte, schreibt er, eben im März 1815, höchst charakteristisch: ‚Überhaupt, mein teurer Bruder, Dir darf ich es wohl bekennen, was vor der Welt ruhmwürdig [? wohl: -redig] klingen würde, ich habe meine ganze Sache mehr und mehr Gott allein anheim gestellt, an meiner Selbstvernichtung, wenn auch mit Rückfällen, inbrünstig gearbeitet, viel und große Gnade erfahren und mich immer mehr mit dem Gefühl meiner Unwürdigkeit ... durchdrungen.'[2]) Es bedarf nicht erst der Ver-

aus Gehorsam, denn aus Lust, der Erde wiederkehrte. — Indessen ... ich genas und bin, obwohl nicht völlig von dem stillen Weh befreit, doch ganz kräftig ...'

[1]) Kerner an Sophie Schwab; Kerners Briefwechsel II, 105.

[2]) ‚Ich fühle die Verderbtheit der Welt unendlich mehr als jemals in meinem Leben. Oft komme ich mir wie der Prediger in der Wüste vor,

sicherung am Ende dieses Briefes, er werde einst laut und mit Tränen des Dankes zum Herrn bekennen, daß Zinzendorf der sei, dem er ‚ganz vorzüglich viel in seiner Sinnesläuterung verdanke', um in dem frommen Grafen den Hauptförderer dieser herrnhutischen [1]) Grundstimmung Loebens zu erkennen. Seine ‚Herzensschriften' und der ‚göttlich-einfache Thomas a Kempis' bilden seine Morgenlektüre.

Alle seine Ahnungen von einem religiösen, wunderbaren Leben, das ihm bestimmt sei, die er in Heidelberg in jenen ‚seligen Jahren' 1807/8 so ungemein lebhaft hatte, beleben sich jetzt neu und wenden sich der Hoffnung auf eine nahe Ankunft des Herrn zu. Zum ‚himmelsüßen Tage' des Weihnachtsfestes schreibt er Helmina und ruft im Briefe aus: ‚O mein Heiland! mein Seligmacher! mein Erlöser! Hier wirft sich meine Seele nieder vor Deiner strahlenden Liebe, aber laß mich da ruhn, da lieben, da weinen, da sterben und in sie vergehn! Du kennst die Sehnsucht meiner heiligsten Stunden.' Der Gedanke an den Tod ist ihm etwas so Vertrautes, Anziehendes, Beruhigendes. Einst werde die Menschheit Feste feiern und weiße Lichtkleider anlegen, wenn einer ihrer Brüder sich hinübergeträumt hat. ‚Ich kann mich oft eines innern Aufjauchzens nicht enthalten,' gesteht er, ‚wenn ich über den Tod hinausdenke. Besonders die Geheimnisse der Natur entzücken mich zu unaussprechlichem Vorgefühle. Wenn ich bei den Sternen weile, ist mir oft, als sei ich schon gestorben und eben auf dem Wege zum Verständnis.'

In Zeiten solcher Versenktheit, Entzückungen, Schmerzen und Träume lebte Loeben auch in Dresden als ein ‚glücklicher Eremit' vergraben in Studien und Arbeiten. Mit wenigen Vertrauten nur hat er Verkehr: die Himmel neuer inniger

und ich arbeite mit angestrengten Kräften an meiner eignen Sinnesänderung, um meinen Brüdern Buße und Frieden und Freude predigen zu können.' (Brief an die Chézy vom 7. April 1815.)

[1]) Helmina v. Chézy (im II. Bande ihres ‚Unvergessenen', herausgegeben von Bertha Borngräber S. 99 f.) behauptet L.s Zugehörigkeit zur Herrnhuter Kirche; dessen bin ich doch nicht sicher.

Freundschaften haben sich aufgetan; die alten schrumpfen — aus Nahrungsmangel — zusammen. Nach und nach! Ganz allmählich divergierten die Lebenswege der Eichendorff und Fouqué von dem Loebens. Es muß noch einmal ausdrücklich hervorgehoben werden, daß auch bei Eichendorff diese Entwicklung des einst so intimen Freundschaftsverhältnisses eingetreten ist. Die — immer wieder ausgeschriebene — Biographie des Sohnes steht hier durchaus im Banne des Vorurteils, ja (beschämten) Widerwillens seines greisen Vaters gegen den einstigen Jugendfreund. Ein andauernder freundlicher brieflicher Verkehr ist bis 1814 durch Loebens Tagebücher belegt. Jedenfalls ist ein hochmütig-kühler, ganz plötzlicher Abschied nicht erfolgt; und die Erzählung vollends von der Indignation Loebens über ‚Ahnung und Gegenwart‘ und dessen scharfsatirische Schilderung einer (Berliner) Teegesellschaft ist unzutreffend. Am 12. Oktober 1814 erhielt er einen herzlichen Brief von Florens zusammen mit dem Roman, in dem er während der nächsten Tage ‚ganz entzückt‘ liest. ‚Florens' Roman ist eine Romanze des Frühlings, der ewig währt.‘ Eine Woche darauf schreibt er an Florens (der Brief ist leider nicht erhalten) und am 22. Oktober an Fouqué, dem er den Roman übersendet ... ‚Gott seegne und geleite diesen Brief‘, sagt herzlich teilnehmend[1]) sein Tagebuch.

Aus der Übersendung des Eichendorffschen Romans, um dessen Veröffentlichung zu vermitteln, an Fouqué ersehen wir, daß das Verhältnis Loebens zu dem einst so hoch verehrten Meister immer noch leidlich gut ist. Aber gerade in dieser Zeit ward die Entfremdung zwischen den beiden Dichtern schärfer offenbar, der Fouqué zuerst und schon Ende 1812 Ausdruck verliehen hatte[2]), indem er Loeben Abfall von ihm selbst und seiner

[1]) Vgl. dazu Loebens Urteil über den Roman im Brief an Kerner (a. a. O. I. Bd.) vom 30. Dezember 14: ‚Die Gedichte von Florens stehen in einem reichen, lieblichen Roman von ihm, der bald erscheinen wird.‘

[2]) Daß ‚Arkadien‘, im ‚Preußischen Hausfreund‘ in Nr. 44 — Juni 1811 — von F. (ich bezweifle, ob von seiner Frau), noch so wohlwollend besprochen, der Stein des Anstoßes war, ist wahrscheinlich. Die Fouqués

neueren Poesie vorwarf. Sie wollten, schlug er vor, auch ferner mit einander in Briefwechsel stehen, aber über Poesie und ihre Ansichten von ihr gegenseitig schweigen. Das lehnt Loeben, schmerzlich berührt ab, (12. Dez. 1814), aber in Worten herzlicher Zuneigung. Der Brief beginnt: ‚Die Versicherungen Deiner fortdauernden Liebe sind das Tröstlichste, was Du mir bieten konntest.‘ — Fouqué scheint nun — einige Briefe sind verloren gegangen[1]) — in freundlich entgegenkommendem Sinne geantwortet zu haben, denn Loebens Antwort vom 31. März 1815 bemerkt: ‚Dein letzter Brief hat mir unbeschreiblich wolgetan.‘ Aber die Näherung war nicht von Dauer. Noch einmal, im Mai, schrieb Loeben, ohne aber eine Antwort zu erhalten. Da gab er den einseitigen Briefwechsel auf, um ‚in Demuth und Stille . . . zu erwarten, wie sich der Nebel, der uns einander zu verhüllen schien, vor der Sonne des Friedens und des Lichts, die von oben kommt, zertheilen, und der Stral des Lichtes, zu dem wir beide beten, alles verklären und versöhnen würde.‘ So heißt es in einem langen, liebevollen Brief, zu dem ihn nach einjähriger Pause eine zufällige erneute Beschäftigung mit Fouqués alten Briefen gedrängt hatte. Dieser Herzenserguß schließt mit rührenden Worten;[2]) aber das Band zwischen den einstigen Freunden ward nicht wieder geknüpft: Fouqué scheint die dargebotene Hand des nach Liebe Dürstenden nicht an-

---

neigten bald mehr zu der Ansicht Dorothea Schlegels, die über diesen ‚Skandal von einem Roman‘ so hart aburteilte. Vgl. auch Steig, ‚Neue Kunde zu Kleist‘, S. 43ff.

[1]) Am 16. Januar 1815 schreibt Loeben der Chézy: ‚Mit Fouqué habe ich mehrere Male hin- und hergeschrieben und stehe gerade wieder an dem Flecke, wo ich beim ersten dieser Briefe war. Er stellt mich noch mehr zufrieden, sie aber spricht in einem Tone eines absprechenden Anteils, für den ich ihr schon gelegentlich etwas wiedergeben will.‘ — Kurz vorher gibt er Frau von Hellwig die Schuld, daß F. ihm nicht schreibe. Am 6. März erklärt er, das Vertrauen auf seine Gaben könne ihm niemand schwächen; er stehe z. B. freudig da, wenn F. über ihn abspräche; ‚ich weiß, daß er mich nicht begreift.‘

[2]) Briefe an Fouqué, 1848 S. 252.

genommen zu haben. — Daß Loeben die Freundschaft des Menschen, nicht des Dichters sich zu erhalten suchte, beweist ein geistreiches Gleichnis, das er sich Ende Mai 1815 notierte: Fouqués in ihrer Tendenz so sehr monotone Poesien seien eine Art Wachtparade, ‚wo die Ehre auf und nieder geht und ruft: Richt't euch! Nichts freies, fröhliches, frisches. Alles gedrechselt nach der einen fixen Idee; viel Verwandschaft mit Don Quixote, nur Sancho fehlt, und leider wird ihn das Publikum einst ersetzen — ich meine den Geist der Parodie.‘

Fouqué hatte die Bekanntschaft Loebens mit Helmina von Chézy vermittelt.[1]) Die Herzensfreundschaft und der Seelenkult dieser beiden hingebend-weichen Naturen ist typisch für romantische Freundschaften zwischen Mann und Weib. Ihr umfangreicher Briefwechsel[2]) enthüllt alle Falten dieser gefühlschwelgenden Seelen. — Diese schwärmerisch-begeisterten, poetisch-phantasiereichen, religiösen Natur zogen sich unwiderstehlich an, als sie sich persönlich noch gar nicht kannten, nur durch Briefe sich ihr Fühlen mitgeteilt hatten. Von ihrer ersten Begegnung im Frühling 1814, von den herrlichen Wochen, die sie überselig im paradiesischen Heidelberg zugebracht, schwärmt ihre Erinnerung

---

[1]) Sie mochte Fouqué übrigens nicht leiden; er war ihr ‚zu gemacht‘. Und wenn sie ihren Spott auch nicht so weit trieb wie Tieck, der ihn grimmig haßte, so verglich sie ihn doch gern mit einer fetten weißen Maus, nach der Erzählung ihres Sohnes Wilhelm (s. dessen ‚Erinnerungen‘ I, 258), der — ein scharfer, wenn auch zuweilen etwas kleinlicher Beobachter — selbst angibt: er war auch dem Aussehen nach ein weiches Stück Menschenfleisch.

[2]) Ein kleiner Teil von ihm, den ganz das Berliner Literatur-Archiv besitzt, ist 1898 in dessen ‚Mitteilungen‘ veröffentlicht. Ihr Herausgeber wähnte, der Jahrgang 1814 dieses Briefwechsels sei vollzählig: ein Blick auf die Varnhagensche Sammlung der Handschr.-Abt. der Berl. Kgl. Bibl. hätte ihn belehrt, daß sich an dieser Stelle Ergänzungen zu den Briefjahrgängen 1814—1825 befinden. — Die Datierungen der ‚Mitteilungen‘ sind mehrfach unrichtig; evident z. B. der Brief vom 12. II. ‚1814‘, der die ‚Deutschen Worte‘ u. a. nennt, also in das folgende Jahr gehört; — das Monats-Datum ist, weil Fouqués Geburtstag (12. Febr.) erwähnt wird, richtig.

immer wieder.[1]) Ein Schreiben des Freundes gleicht Helmina den Tränen, die sie zum erstenmal an seiner Brust geweint. Loeben ist glücklich, Helmina, da die Sterne der ersten Jugend im Verbleichen sind, als Stern der höchsten Freundschaft an seinem Himmel zu haben. Und die Freundin, durch seine Briefe beseligt, legt das Geständnis ab: ‚Sie haben mein Wesen erquickt, geläutert, gehoben, haben dem Leben seine Blüthe wieder gegeben und mir eine Glückseligkeit gewährt, die nicht enden, immer nur süßer werden kann, weil die Erde keinen Einfluß auf Sie hat, weil Ihr Ziel der Himmel ist, wo ich Sie wieder finde.‘ Angesichts ihres Briefes ruft der Freund aus: ‚Was er meinem Herzen ist, welchen Himmelstrost seine Liebe, Andacht, Huld und Zartheit meiner Freundschaft, meiner brüderlichen Zärtlichkeit für dich, liebes gutes Wesen, gebracht, sagen keine Worte.‘ Ewig wohne sie um ihn, sein Bild sei ihr Leuchtturm in der dunklen Lebensnacht. Auch Loebens Phantasie gestaltet an diesem Bilde vom Dunkel um uns, das die Liebe erhellt: sie ist der Edelstein, der heilige Karfunkel, der mit seinem Lichte Nacht und Klüfte durchbricht.

Die Menschen brauchen nur wahrhaft zu lieben, so werden sie selig, sagt Loeben; Liebe aber wird geboren aus der Sehnsucht, die der Schlüssel zu allem Verständnis ist. Himmlische Seligkeit erstreben beide; als eine Fügung des Himmels betrachten sie ihre Begegnung, ihre reine Freundschaft, Liebe und Treue.[2]) Inbrünstig dankt der Fromme dem Herrn für diese Gnade.

[1]) ‚Ich freue mich, daß meine Liebe Sie gesucht, ehe ich Sie kannte, Sie errathen, ehe ich Sie erkannte. Nie werde ich die Nacht nach Ihrem ersten Gruße, den Morgen darauf vergessen! — — Ich war heilig durchglüht und verwandelt, oder vielmehr entfesselt und gereinigt, ein neues wiedergeborenes Wesen; hinter mir mein ganzes Leben weit versunken, vor mir Welt und Himmel erfüllt und überstrahlt von Ihrem Licht.‘ So Helmina. Und Loeben, als er später einmal ‚jener süßen Zeiten‘ gedenkt, weiß nicht, womit er seine himmlische Freude an ihnen vergleichen möchte, als die Erinnerungen aus Kinderzeit.

[2]) ‚Und wenn ich körperlos und unsichtbar über der Erde schwebte, meine Freundschaft könnte nicht reiner seyn als sie ist‘, beteuert sie.

Ekstatisch-priesterhaft fährt er fort: ‚Christus mein Heiland und Seligmacher! Sei du das Siegel des Bundes, den ich mit ihr schließe, nimm sie und mich zu deinem Eigenthum an und gieb mir deinen Segen, daß ich dieser teuren, sehnenden Seele den Segen bringe, der hinschwebt über die weite Welt!‘

Sanfter, geliebtester Bruder redet Helmina den Freund an; doch mit der eifernden Liebe einer Gattin fleht sie ihn immer wieder an, geängstet durch seine Klagen oder die veränderte Schrift, welche die Herzbeklemmungen verrät, sich zu schonen, für seine Erhaltung besorgt zu sein, daß er nicht hinschwinde wie Novalis ... Daß so hochgespannte Zuneigung Möglichkeiten stürmischer Entladungen in Menge enthielt, war nur zu klar. Und so stellt sich denn wohl auch ein Mißverständnis ein; die Liebe ist erschüttert; todtraurige Worte werden hingeschrieben. Aber ein aufklärender Brief, stündlich mit Sehnsucht erwartet, löst die Seelenangst, den Teuren zu verlieren, in tränenreiche, Hymnen auf den Milden, Treuen, Edlen und erleichtert die gepreßte Brust. In solchen Augenblicken bietet die nervöse Hast der Frau in etwas den Anblick einer Katze, jetzt gereizt, jetzt schmeichelnd, immer in leise zitternder Erregung.

Die Eifersucht vermag auch der beste Wille nicht ganz zu meistern. Sie ward ernstlich bei Helminen rege, als Loeben die ersten Andeutungen von seiner Absicht sich zu verheiraten machte.[1])

[1]) ‚Ich bin .. überzeugt, daß .. sich durch meine Ehe mein Wirkungskreis fürs innere Leben erweitern und schon fester und klarer begründen soll.‘ — Über die verschiedenen Werbungen Loebens zwischen Ende 1814 und 1816 liegt ein Dunkel, aus dem nur das eine klar wird, daß er im Mai 1815 zum ersten Male und vergeblich um seine spätere Frau, Johanna Viktoria Gottliebe Gräfin Breßler, warb. Dem Vermerk der Ablehnung fügt sein Tagebuch mit ergreifender Kürze hinzu: Vater, dein Wille geschehe. — Nun schreibt er gleich danach, am 15. Juni, an die Chézy: ‚Wie denn überhaupt der Verbindung, auf die ich denke, keine Leidenschaft, sondern innige und einfache Herzensverwandschaft zum Grunde liegt.‘ Denkt er — wie ich annehme — bei diesen Worten immer noch an die Gr. Breßler, entschlossen zu gelegener Zeit den Versuch zu wiederholen, oder hat er einen neuen Plan gefaßt?

Helmina ist betroffen und rät aus allgemeinen und besondern Gründen dringend ab. Meinungsäußerungen über das Projekt werden bald zwei Jahre hindurch gewechselt. Loeben muß der Freundin recht geben: ‚In der Idee mich zu verheiraten, liegt für mich allerdings immer ein Opfer; schon im Heraustritt aus der Art Kinderleben, das ich bisher so selig und in mich versenkt und in alles Liebliche und Freie und Liebende führte.‘ Er beruhigt sie, aufkeimende Eifersucht zu ersticken, daß er ihr gehöre für das ganze Leben. ‚Halten Sie sich an dies innere Wort, was auch im Äußeren, — was auch bald vielleicht sich dazwischen stelle.‘ Dann teilt er ihr mit, er werde ‚doch wohl wahrscheinlich den Bund schließen‘, von dem er ihr geschrieben. Aber wieder besänftigend klingt die Mitteilung in den resignierenden Nachsatz aus: ‚Glauben Sie mir, es ist mit der Ehe so ganz anders wie mit der ersten Jugendliebe.‘ — Er warb zum zweitenmal um Jeanette Breßler, und dieses Mal versagte sich ihm die Gräfin nicht.[1]) Im Herbst 1817 führte er sie heim. Seine Wahl beruhte auf ‚kindlicher Harmonie der Herzen, auf dem Glück, das er darin fand, in die Schönheit eines recht kindlichen Herzens zu blicken, dem noch vieles fremd war, und das so gern das Gute und Hohe erfahren wollte‘. So — beichtet er, möchte man sagen, der Freundin; und dieses schlichte Bekenntnis schon, das eine herzliche Verehrung für die schöne Menschlichkeit seiner Frau eint mit liebevoller Freude an ihrer Lernbegierde, ist starke Bürgschaft, daß er einen guten Grund für eine ersprießliche Gemeinschaft gelegt hat. Eigene Briefe der Gräfin,[2]) das Urteil des Kranken und von ihr aufopfernd

[1]) Loeben war von früher Kindheit an mit den Breßlers befreundet; schon mit seinem Hofmeister hatte der Knabe Schloß Laußke, den Breßlerschen Familiensitz, besucht. Der freundschaftliche Verkehr von Schloß zu Schloß war später gern gepflegt worden; als beide schon erwachsen waren, schrieb Jeanette — oder wie sie, wohl dem Manne zuliebe später sich unterzeichnete: Johanna — liebevoll teilnehmende und vertrauende Briefe an Loeben.

[2]) Die Varnhagensche Sammlung (Kgl. Bibl. Berl.) enthält einen Brief an Helmina vom 26. Jan. 1819, der — zum Geburtstag Glück wünschend —

gepflegten Gemahls — ‚meine Unpäßlichkeit, die in der Treusten der Frauen die Treuste der Pflegerinnen findet‘ — dazu Urteile der Freunde verstärken den Eindruck, daß Loebens Wahl im ganzen richtig war; — auch Helmina, nach anfänglichen Reibungen, gesteht es zu. Nur daß der Dichter kaum Gelegenheit hatte, des Glückes recht froh zu werden; da traf ihn, im Winter 1822, der Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholen sollte.

* * *

Von 1816 an fließen Nachrichten über die Lebensumstände des Dichters aus Selbstzeugnissen nur spärlich; wir sind auf lückenhafte mittelbare Berichte von Zeitgenossen angewiesen. Im großen Ganzen sind uns aber die wichtigen Tendenzen wie die bedeutsamen Wendungen dieses früh beschlossenen Lebens vertraut. Auch seine Umwelt, die Gesellschaft des Dresdner ‚Liederkreises‘, bringt jetzt die ‚Pseudoromantik‘ von H. A. Krüger[1]) — wenngleich oberflächlich und unzulänglich — allgemeiner Kenntnis näher. Gerade Loeben ist in dem Krügerschen Versuch besonders schlecht fortgekommen: völlig schief an und für sich betrachtet, falsch in seinem Verhältnis zu den andern sogenannten Pseudoromantikern. In meiner Anzeige des Werkes in der ‚Zs. f. deutsches Altertum‘ (Anz. Bd. 31) sind diese Fehler an der Hand der Quellen aufgezeigt, vor allem darauf hingewiesen, daß von den Trivialromantikern gesondert die Fünfergruppe echt romantischen Gepräges zu betrachten ist: Loeben, Malsburg, Förster,

beginnt: ‚Mein Herz, das keinen Groll kennt, und auch das Ihrige in der Dauer dessen nicht fähig hält, bittet Sie die mitfolgende Tasse freundlich anzunehmen . . .‘ Der Brief, von einfach-entschiedenem Stil, läßt auf einen ausgezeichneten Charakter schließen. Davon scheint auch Frau von Chézy sich bald überzeugt zu haben. In ihrem ‚Unvergessenen‘ macht sie bei dem Loeben gewidmeten Abschnitt die Bemerkung: Seine vortreffliche Gemahlin verschönte durch klaren Verstand und aufrichtige Güte unsern Dresdner Kreis... Andere heben die starke Gegensätzlichkeit der beiden Naturen hervor, in der Tat scheinen sehr heftige Schwankungen dem spätern Gleichgewicht vorangegangen zu sein.

[1]) Leipzig, H. Haessels Verlag, 1904.

Kalkreuth und ihr geistiger Führer Tieck. — Tieck siedelte erst 1819 nach Dresden über, wo er nun den romantischen Mittelpunkt bildete. Wie er zunächst in stiller, dann lauter Ironie dem einheimischen ‚Dichterkreis' gegenüberstand, schildert Krüger ausführlich. Die Bildung dieses Zirkels, vier Jahre zuvor, erlebte Loeben schon mit: die unmittelbaren Eindrücke spiegeln sich charakteristisch sowohl im Tagebuch wie in den Briefen an Helmina. Fast regelmäßig Freitags — Loeben gebraucht für die Gruppe einmal den Namen ‚Freitagskreis' — treffen sich eine Anzahl Dresdner Künstler abwechselnd bei einzelnen Teilnehmern, bei Therese a. d. Winkel[1]), Minister Nostiz, Kind, Böttiger, Kuhn u. a. Der Wirt sorgt für eine einfache ‚Kollation'; eigne und fremde Dichtungen werden verlesen, man sagt seine Meinung und pflegt der Unterhaltung; oft sind Gäste anwesend, Maler oder Gelehrte. So lernt Loeben z. B. den alten Kügelgen kennen, mit dem er herrliche Stunden verlebt: ‚man wird wahrhaft besser und lauterer und wahrer, wenn man K. sieht und hört', notiert er sich. Seinen Geburtstag, den 18. August, 1815, zufällig einen Freitag, begeht die treue ‚Theorosa' durch Festons, die alles umwanden, Lampions usw. besonders festlich. Anfang September wird eine Elbfahrt unternommen und ein ‚Dichterfest' in Pillnitz gefeiert, und so geht es weiter. Loeben gefällt sich ganz gut in diesem Treiben der ästhetisch-literarischen Zirkel; ‚es sind wirklich manche brave Künstler hier'. Im einzelnen aber sagen ihm viele Teilnehmer wenig zu: hat Kuhn, sonst ein ‚artiger Mann, gar nicht ohne Gaben', eine störende Selbstgefälligkeit, so stößt bei Kind, ‚einem übrigens talentvollen, nur poetisch unreif gebliebenen Menschen', die gemeine Gestalt ab. ‚Seine Gedichte im Frauentaschenbuch sind so abominable, daß sie das ganze liebliche Werkchen entstellen.' Böttiger, der in

---

[1]) Das Frl. v. W. habe in allen gesellschaftlichen Bewegungen und im ganzen Wesen und Benehmen sehr große Ähnlichkeit mit Helmina: ‚Sie ist mir sehr teuer mit ihrer sanften, liebevollen Andacht und Innigkeit ... Mit welcher Treue umschließt sie das Bessere in einem!'

seinen Kompilationen keine Seele zeige, sei durchaus platt; der einstige Lehrer ist ihm ‚in der Seele fatal' geworden, wie er selbst ihm ein Dorn im Auge sein mag. — So ist das Resultat: Zurückhaltung; mit wenigen Vertrauten, wie Therese, Malsburg, später der Chézy, dann im Verein mit der Gattin, pflegt er Geselligkeit, an der einige Gesinnungsverwandte wie Förster und Graf Kalkreuth gelegentlich teilnehmen. Natürlich schließt er sich nicht völlig ab: Rücksichten seien in Dresden viele zu nehmen, ‚wo man von Haus aus keiner poetischen Natur wohl will und alles Geniale eigentlich verfolgt'.

Es sei, in Ergänzung des Krügerschen Versuchs, ein Bild dieses intim-romantischen Lebens und Treibens leicht skizziert, wie es die Freundschaft Malsburgs[1]) mit Loeben etwa in und auf Escheberg,[2]) dem Malsburgischen Stammsitz, zeitigte, ein Idyll gleichsam aus der Spätzeit der verfallenden Romantik. In Eisenach lernten sich Loeben und Malsburg im August 1816 kennen, nachdem sie brieflich schon geraume Zeit verkehrt hatten. Das gastliche Haus der ‚von ihnen allen so innig verehrten Dichterin' Julie von Bechtholsheim war dort der Mittelpunkt. — Von 1817 an weilte Malsburg als kurhessischer Geschäftsträger in Dresden. Er lebte sich rasch ein in den kleinen Kreis, der um Loeben sich gebildet hatte, diesem selbst stand er bald so nahe, daß er im September 1817 den brüderlichen Freund nach Laußke begleitete. Bald fühlte er sich in Liebe und Achtung zu derjenigen hingeneigt, wie Ph. Calenberg sagt, die er so ganz würdig hielt, seinen Freund zu beglücken. Jeder Blick, den er in ihr schönes Herz tat, überzeugte ihn mehr hiervon, und die

[1]) Ernst Friedr. Ge. Otto v. d. Malsburg. (23. Juni 1786 bis 19. Sept. 1824.) Die Skizze ist in Anlehnung an die Einleitung entworfen, die P. C. (Philippine Calenberg) Malsburgs ‚poetischem Nachlaß' voransetzt, (Kassel 1825); die hs. Briefe besitzt das ‚Literatur-Archiv' zu Berlin.

[2]) K. Th. Gaedertz bringt in seinem Buche ‚Was ich am Wege fand' (1902) S. 219 bei Gelegenheit des Aufsatzes über Marschner und Familie Malsburg ein Bild von Escheberg bei Kassel.

hohe Verehrung, die er für weiblichen Wert hatte, bestätigte sich ihm in manchem erhebenden Gespräch. — In (handschriftl.) Briefen an die Chézy spricht er von seinem Isidorus, den er gleichsam wie ein Traumbild mit einer fast religiösen Liebe umfasse. In eben diesen Briefen schildert er nun, wie er in dem wundervollen Sommer 1822 auf Escheberg seinen Geburtstag feierte. Aus Berlin, von der Teilnahme an einer Hochzeit, zurückkehrend, kam er mit seinem geliebten Loeben am Abend des 23. Juni in dem reizenden Tal von Escheberg an, wo ein allgemeines Fest ihm zu Ehren schon in lebhaftestem Gange war. Ein paar Minuten vorher waren sie aus dem Wagen gestiegen und mischten sich zu Fuß unter die Schwärme fröhlicher Bauern aus der ganzen Umgegend, die alle Gänge der Gärten und Bosketts erfüllten. Das Tal strahlte in feenhafter Beleuchtung. Ihre plötzliche Ankunft trieb den Jubel der Freunde und Verwandten auf die Spitze. Feuerwerk, Festmahl und Tanz hielt alle bis an den hellen Morgen aufrecht. An diesen Ring der Lust reihte sich eine ganze Kette. Durch Wochen hallten die gastlichen Räume des Escheberger Schlosses von frohem Lärm wider, und das rege gesellige Leben währte bis zum Geburtstage Loebens, 18. August, dem Schlußstein dieser Zeit. Eine Beleuchtung des Sees und der Insel beschloß diesen Tag, dann ging es in die Residenz zurück. Ein Schwelgen in der Schönheit der Natur, der Frische der Buchenwälder, dem ‚märchenhaften' Anblick der Malsburg-Ruine, dem Diesenberg gegenüber, hatte sie gestärkt und Schaffenslust geweckt. ‚Daß Loeben froh, gesund und ein gutes Kind ist, werden Sie seinem Briefe abempfunden haben, wenn er in Ihre Hände gekommen ist, und ich bin alles zugleich mit und in ihm.'[1]) — Noch durchlebte der Dichter in Erinnerung das liebliche Idyll und war zu neuer Arbeit gerüstet, als ihn, gegen Ende dieses sonnigen Jahres, der Schlag traf. Wie gefährlich seine Lage war, ist Malsburgs Brief an

[1]) ‚Er hatte den Geist eines Mannes und das Herz eines Kindes', ward an Malsburgs Grabe gesagt.

Helmina zum 26. Januar 1823 (ihrem Geburtstag) zu entnehmen: der Freund gab ihn völlig auf. Aber noch einmal ward er dem Leben wiedergeschenkt, ‚zwar immer noch bald schwach, bald aufgereizt, immer auf eine Weise, die ihn fast nur wie einen geliehenen Schatz in dem bangen Herzensschrein liegen läßt; . . . schreiben kann er noch gar nicht‘. So muß auch einige Monate später (11. Mai) Johanna der Chézy berichten, — ‚als sein Sekretär‘. Er war soweit hergestellt, daß er an Besuche denken konnte: dann verschlimmerte sich mit einem Male sein Zustand wieder.[1]) Krämpfe peinigten ihn; immer mehr offenbarte sich die epileptische Natur seines Leidens.

So schleppte er sich etwa ein Jahr hin. Da faßte er, auf lebhaftes Zureden seines Dresdner Arztes, des bekannten Hofrats Weigel, den Entschluß, sich von Justinus Kerner magnetisieren zu lassen. Die eigne Zuneigung[2]) zu diesem Manne machte ihn wohl Weigels Rat rasch gefügig. — ‚Die Fahrt von Dresden nach Weinsberg war für Loeben bei seinem geschwächten Zustande lang und beschwerlich.[3]) Er brachte eigenen Wagen und Pferde mit, seine Frau und ein Bedienter begleitete ihn; sie stiegen im Gasthause ab. Der Graf war sichtbar erfreut, bei meinem Vater zu sein, doch sah er unendlich leidend und bleich aus, und wir Kinder erblickten ihn viele Tage nicht, wie er auch später immer nur die größte Stille und Einsamkeit um sich liebte. Er litt an peinlichen Nervenaufregungen, epileptischen

[1]) ‚Des Gebetes und der Teilnahme seiner Freunde ist er gewiß, und beydes erquickt ihn oft, wenn die Langwierigkeit seines Übels ihm manchmal den Muth schwächen will.‘

[2]) Seine Briefe an Justinus atmen eine besondere feierliche Herzlichkeit, in der er auch das poetische Du anwendet. Er hatte in früheren Jahren oft Sehnsucht nach ihm. — Übrigens ist der veröffentlichte Briefwechsel nicht vollständig; es sind Briefe ausgelassen (wie aus einigen Stellen des I. Bandes sicher hervorgeht), die nach einer gütigen Mitteilung des greisen Theobald Kerner in den gewaltigen, noch nicht geordneten Briefkonvoluten seines Vaters auch vorhanden sein sollen.

[3]) Dieser Bericht ist entnommen dem Buche Theob. Kerners ‚Das Kernerhaus und seine Gäste, (1894). S. 51—53..

Anfällen, die sich oftmals des Tages wiederholten. Mein Vater magnetisierte ihn. Die Gräfin war eine geistreiche, liebenswürdige Frau und eine für ihren kranken Mann treubesorgte Gattin. Dem Bedienten, in seiner hellblauen Livree mit den hohen Gamaschen, waren wir bloße Luft ... Was den Dienst bei dem kranken Grafen betraf, kannte seine Pflichttreue und Aufopferung keine Grenzen, ... dem Grafen war er unentbehrlich. Er fuhr mit ihm täglich aus, meist in geschlossenem Wagen, da sich auch während der Fahrt, wenigstens im Anfang, die Anfälle öfters wiederholten; später beschränkten sie sich mehr auf die Nacht, und der Patient zeigte auffallende Besserung.'[1])

In der Tat war der Patient unheilbar. Justinus Kerner hat darüber so bündig wie lehrreich Therese Huber, die ernsthaften Anteil an Loebens traurigem Schicksal nahm, und dem

[1]) Wenn Theobald berichtet, Loeben habe eine anmutige Rittergeschichte gedichtet (‚Der Pilger und die Pfalzgräfin') und sie seinem Vater gewidmet, so ist dieses richtig, jenes wird durch den Briefwechsel mit Brockhaus berichtigt, aus dem hervorgeht, daß Loeben die Dichtung dem Verleger am 13. August 1822 anbot, der sie aber verbindlich dankend ablehnte. — Loeben teilt Helmina dann am 26. Jan. 1825 mit, seine getreue Frau habe das Gedicht zu seiner Weihnachtsüberraschung in Heilbronn drucken lassen. Er widmet es dann dem ärztlichen Freunde mit herzlichen Worten, die der Nachlaß aufbewahrt hat: ‚Wohl bedarf es unter uns, mein getreuer Freund! keines äußeren Andenkens an die gehaltreichen Tage, die wir Hand in Hand auf unserer Lebensbahn dahinpilgerten. Aber je näher wir dem Zeitpunkte rücken, wo die Tage sich zu Ende neigen und die Vertauschung Ihres Wohnortes im sagenreichen Schwaben mit dem an den Ufern meiner heimatlichen Elbe mir bevorsteht, desto tröstender ist mir der Gedanke, daß sie eben im eigentlichen Sinne kein äußeres Andenken hinterlassen werden, weil sie ja ganz dem inneren, und also dem unvergänglichen Leben angehören. Diese Zuversicht meiner beständigen Nähe ist es also, welche diese Zueignung Ihnen bedeuten will, so oft Ihr Auge mich sucht, und hier in diesem Liede mich wiederfindet, das unter allem, was ich Ihnen mitteilte, am meisten, am innigsten Ihr eigen ward und Ihr Eigentum zu bleiben wünscht.' Er würde es daher bei der stillen Weihnachtsgabe bewenden lassen, wenn er nicht durch die öffentliche Zueignung ‚dem Drange des Innersten genügen möchte, vor der ganzen Welt die hohe Achtung und die innige Erkenntlichkeit auszusprechen', die ihn unzertrennlich mit ihm verknüpfen.

Frhrn. v. d. Malsburg Auskunft erteilt.[1]) Jene redigierte damals das ‚Morgenblatt', und ihr sandte Loeben — durch Kerners Vermittlung — jene 18 Gedichte zu, die sogleich in den Nr. 179 ff.; 185 f. des ‚Morgenblatts' als ‚Lyrische Mittheilungen' abgedruckt wurden. Kerner bittet herzlich, dem kranken Dichter diese Gefälligkeit zu erweisen. ‚Der arme Mensch leidet unsäglich und macht mir umsomehr Schmerz, da ich zu seiner eigentlichen Heilung ja keine Hoffnung habe.' Therese Huber antwortet, das seien die Folgen der romantischen Bildung dieser Schule! Die Ärzte könnten die Folgen sinnlicher Unmäßigkeit pünktlich definieren, ‚aber die *intellektuelle Unmäßigkeit* und ihre Folgen laßt ihr aus der Acht, weil ihr nur Doktoren der Heilkunde, nicht mehr Priester der Heilkunde seid'. Dieser scharfsinnigen Bemerkung pflichtet Kerner in seiner Antwort bei, möchte nur hinzufügen, ‚daß das körperliche Leiden solcher Schriftsteller nicht so sehr aus ihrem Intellektuellen, als ihr Intellektuelles aus ihrem Körperlichen hervorging. Loebens Körper wurde schon in früher Jugend zerrüttet, und die Art seines schriftstellerischen Strebens ging grade daraus hervor; das ist zwar arg, aber gewiß so. Über diesen Punkt mag ich nicht viel weiter reden'. Höchst bedauerlich, daß diese Geheimniskrämerei den Grund zu einer bleibenden Unklarheit legt.[2]) Soviel geht jedenfalls aus dem Briefe an Malsburg hervor, daß Loebens Gesundheit völlig und über alles Erwarten zerrüttet war. ‚Sein

[1]) Kerner schreibt an Frau Huber am 24. Juli 1824, diese antwortet am 10. Aug. und Kerner repliziert am 24. Aug. Am 12. Aug. richtet Malsburg eine rührende Anfrage an K. nach dem Ergehen seines heißgeliebten Freundes. Fünf Wochen später stirbt er selbst plötzlich, in Escheberg (am 19. Sept.), während Kerners Antwort an ihn erst am 11. Okt. abgeht. Sie ist abgedruckt unter den ‚300 Briefen', die K. v. Holtei herausgab, Hannover 1872.

[2]) K. überschätzt doch die Tragweite seiner Behauptung: Sollte Körperliches seinen jungen Leib zerrüttet haben, was kann es in so jugendlichem Alter anderes als (natürliche oder unnatürliche) Übertreibung sexueller Funktionen sein? Und falls dieser Befund richtig ist, was ich auf das entschiedenste bezweifle: sollte das in der Tat ein dichterisches Streben lebenslänglich bestimmen?

Leiden ist eine völlig ausgebildete im Gehirn fixierte Epilepsie, die ihn besonders bei nicht wachem Gehirne Nachts im Schlaf befällt, und in der er dann stundenlang ohne irgend einen Funken von Bewußtsein mit blutigem Schaum vor dem Munde röchelnd liegt. — Bei Tage, bei wachem Gehirne, scheint die Epilepsie sich seines Gehirnes weniger bemächtigen zu können, und die Anfälle erscheinen dann nur — aber sehr häufig — in Form von Krämpfen. — Nach der magnetischen Kur hob sich eine Schwäche seines Intellekts, besonders Gedächtnisschwäche, auffallend.' Eine Zerrüttung der Nerven, schon in früherer Jugend entstanden, liege seinem Zustand zugrunde. Mit solchen schon gereizten Nerven gab er sich unausgesetzt einem heftigen Phantasie- und Gefühlsleben hin, setzt Kerner weiter auseinander. Kein Ballast — ein Amt oder Feldbau z. B. — tauchte ihn ins wirkliche, gemeine Leben und kühlte so die heißen Nerven. ‚Sie blieben in steter Spannung, bis sie zuletzt erschöpft in Krämpfe ausbrachen. Das Nervöse in seiner Maschine war durch unausgesetzten Gebrauch das Vorherrschendste, aber nun auch das Erschöpfteste.'

Falls er sich an ein weniger verweichlichtes, selbständiges Leben gewöhnen könnte, wenn auch nur nach und nach, ohne das Gängelband von Diener und Gattin, — es könnte vielleicht besser werden. ‚Man sollte (Sie werden mich verstehen) eigentlich etwas kalt, ja anscheinend grausam gegen ihn sein; aber.. das kann ich nicht und Sie wohl auch nicht. Ich verzieh' ihn selbst, er ist zu gut, und man muß ihn selbst zu sehr lieben. — — Ein schreckliches Hindernis ist auch, daß sobald er sich besser fühlt, er auch sogleich wieder seinen Phantasiearbeiten obliegt, weil ihn durchaus nichts Anderes freut. Kein Gartenbau, was ihm so heilend wäre, kein mechanisches Geschäft, kein Spiel der Art.' Es war nichts auszurichten, weil er, wie ein verzognes Kind, auch etwas eigensinnig war.

So der Arzt! Der arme Kranke aber schreibt in hoffnungsfreudiger Stimmung noch der Freundin Chézy zum Ge-

burtstage: ‚Obwohl mein Aufenthalt.. die bald mehr bald minder sich erweisende Wirkung nicht hat: so würde es Undank gegen die geheimnisvollen Liebeskräfte der Natur sein, wenn ich allen stärkenden Einfluß auf mich ableugnete, die hergestellte Möglichkeit einer anhaltenden inneren Thätigkeit nicht zugeben wollte; und so sehr mich diese anhaltenden, alleraugenblicklich wiederkommenden, ebenso augenblicklich, einem auftauchenden Grubenlichte der Berggnomen gleichend, wieder verglimmenden Anfälle beunruhigen und gefangen halten, so würde Sie mein Aussehen dennoch vielleicht nicht so besorgt machen, als ich von Ihrer treuen Theilnahme wohl aus der Ferne mir erwarten darf.‘ — Er hofft, später wieder seine ‚volle Thätigkeit‘ aufnehmen zu können; er freut sich vor allem darauf unter des Himmels Führung und Schutz sein großes Gedicht ‚Karl und Hildegard‘ zu beenden.

So beschäftigen ihn ältere Pläne und neue Absichten, als er — etwa Mitte Februar 1825, nach einem Aufenthalt von ungefähr acht Monaten — die Rückreise nach Dresden antritt. — Er hat nur noch wenige Wochen auszuhalten; Ostern ist vor der Tür, da hebt ihn, den ganz Entkräfteten, der Tod sanft von dieser Welt hinweg, am 3. April 1825; drei Wochen danach auch seine greise Mutter, der ihres Lebens Mittelpunkt genommen war.

* * *

Er war nicht der einzige Romantiker, der so jung dahinging; der des Meisters Goethe Ruhm erst recht verkünden wollte, wenn er dahingeschieden, der muß nun selbst früher Abschied nehmen. Nur wenige von all diesen Dichtern überschritten die Schwelle des Greisenalters. Die aber ragen einsam und fremd in die veränderte Umgebung hinein ... Blättern wir fort in den stattlichen Bänden des Kernerschen Briefwechsels, so stoßen wir im Jahre 1853, Frühling, noch auf Tiecks Namen. Der lebt sehr einsam in Berlin, schon seit zwei Jahren bettlägerig und krank. Viele seiner Freunde sind gestorben; da denkt er auch

Loebens wieder und Kerners, der ihn einst behandelte. ‚Sie schrieben damals den herzlichen, rührenden Brief an den Herrn von Malsburg, seinen Freund, den ich noch besitze und als teures Andenken von Ihnen aufhebe.‘ — Noch einmal zieht, ein blasser Schatten, Isidorus vorüber, und wieder vernehmen wir einen Nachklang romantischer Zeiten, wenn wir einige Jahre weiter forschen: Helmina von Chézy, arm und erblindet in Genf sitzend, feiert ihren Geburtstag. Sie muß weit in ihrer Erinnerung zurückgehen, 34 Jahre, bis sie ein wirklich schönes Fest ihrem Geburtstage zu Ehren findet. Da schreibt sie an Kerner: ‚1821 an diesem Tage war es schön bei mir. Tieck, Loeben, Malsburg, Kalkreuth ... und noch viele andre Freunde und Freundinnen umgaben mich mit Liedern, Blumen und sinnigen Geschenken!‘ Jetzt ist sie verlassen und voll ‚Sehnsucht nach der Heimat‘, dem Tode. — So gedenkt noch im Norden und im Süden vereinsamte Treue des lange Verstorbenen. Ihre Mitwelt hat den Dichter vergessen.

* * *

‚Lebensabend‘ nannte ich dieses letzte Jahrzehnt Loebens; es klingt wie Ironie und ist doch nichts als schlichte Feststellung des vom Lebens e n d e her auf seinen Weg Zurückblickenden. Er selbst hat die Ahnung seines frühen Todes schon als Jüngling gehabt, er hat sie zuzeiten mit mystischer Tiefe erfaßt und sich der kommenden seligen Befreiung von der Erdenschwere innig gefreut. Er kam immer mehr dazu, dieses Leben als Vorbereitung nicht nur aufzufassen, auch zu leben, an seiner Selbstvernichtung arbeitend, — die nur zu vollkommen gelang. Das Bildchen[1]) des Dreißigers, das Wilhelm Hensel mit treuem Stift entworfen, zeigt ein durchgeistigtes Antlitz, an dem — neben der schönen Stirn — der schwärmerisch-visionäre Ausdruck der Augen sogleich auffallend ist, den ihre große Kurzsichtigkeit wohl noch erhöht.

[1]) Die Handzeichnung ist im Besitz des Geheimrats Prof. Dr. Leo.

Ein anderer Lebensabend stand vor seinen Augen, da er Dionysius seine ‚Deutschen Worte' als Unterpfand ‚schönerer Verheißungen' widmete. Er erhoffte sich Anerkennung zu erringen; er träumte von einer starken Wirkung auf die Menge. So ist denn charakteristisch, daß er seit 1815 anfängt, sich selbst historisch zu betrachten. Die Veröffentlichung der schon besprochenen Auswahl von Jugendgedichten, ‚Der Schwan' (1816) gehört dahin; die Zusammenstellung der ‚Lotosblätter', die 1815—16 erfolgt, beruht ebenfalls auf älteren Papieren. Wir haben den genauen Zusammenhang dieser Aphorismen und Fragmente mit der Heidelberger Zeit bereits gewürdigt. Zwischen diese beiden Dokumente seines künstlerischen und philosophischen Werdens fällt die endlich, nach langen Verhandlungen und Zögerungen, bewerkstelligte Herausgabe der ‚Hesperiden', die den Meister auf der Höhe zeigen soll, der eine kleine Schar poetischer Talente einzuführen, aufzustellen weiß. Die weitläufige Entstehungsgeschichte dieses Almanachs im Briefwechsel Loebens mit der Chézy zu verfolgen ist ganz lehrreich; im Sommer 1814 schon entstand den beiden in Heidelberg der Plan, gemeinsam ein Taschenbuch herauszugeben. Ihm ist wie einem Kinde ‚weihnachtswohl' bei dieser Idee, für die nun beide denken und wirken wollen. Von Radmeritz und Dresden nach Heidelberg und Darmstadt und umgekehrt gehen nun Vorschläge und Berichte. Schon die Wahl des Namens verursacht die umständlichsten Überlegungen. ‚Perlenkranz' war der erste Gedanke, nachdem die ‚Altarfunken' gleich erloschen waren. Bald erscheint ihm der Titel aber etwas steif. Vielleicht ‚Sancta Cäcilia?' Doch ein Kranz soll es ja sein, — ‚des Friedens und der Liebe', Des zum Zeichen soll der Almanach ‚Regenbogen' heißen. Hatte sich Helmina die Streichung ihres ‚Perlenkranzes' nicht ohne leise Indignation gefallen lassen, so ist sie um so entschiedener bereit, den papiernen Regenbogen zu opfern. Sie läßt vom Kranz nicht und ist, für den sinnigen Titel ‚Frühlingskranz' eingenommen. Auch Loeben würde ihn billigen, wenn nicht unter-

dessen die Würzburger Dichter um J. P. von Hornthal **ihre** ‚Deutschen Frühlingskränze‘ herausbrächten, denen Loeben zahlreiche Beiträge widmete. Um in der Stimmung des Frühlings zu bleiben, schlägt er vor — es ist Frühling 1815 — dem Taschenbuch den wohllautenden Namen ‚Freier deutscher Frühlingsgarten‘ zu geben, in Erinnerung vielleicht jenes Gedichtes, das ursprünglich zur Eröffnung des Almanachs gedacht war:

In dem alten stillen Garten
Hat sich Frühling eingefunden.

Mittlerweile waren Mitarbeiter von allen Seiten gewonnen worden, alle Verbindungen benutzt und ein gut Teil Lyrik eingebracht. Nur noch ein Verleger war zu finden; Hitzig hatte den Antrag abgelehnt. Da machte, Mitte 1815, Göschen, mit dem Loeben ja in mehrfache Verbindung getreten war, dem Dichter den Vorschlag, halbjährlich eine ‚Poetische Herausgabe‘ zu veranstalten; Loeben ging darauf ein, ließ die alten Pläne fallen und verwandte den angesammelten Stoff zum größeren Teil zur Durchführung des neuen Unternehmens, der ‚Hesperiden‘, der ‚**Blüthen und Früchte**‘ aus dem uneröffnet gebliebenen ‚Frühlingsgarten‘, ‚der Heimath der Poesie und des Gemüths‘.

Ein Blick über den Inhalt gleicht einer Rückschau über die Epochen dieser Dichterlaufbahn, über die Gruppen seiner Freunde. In frühste Jugend führt der Zyklus ‚Bergmannsmärchen‘; sein drittes Lied, ‚Des Alten Klage‘ bringt Klänge, wie sie des jungen Uhland Leyer tönt. Aber Stimmungen und Motive des Novalis [1]) tauchen schon in diesen Stücken, vornehmlich im vierten, dem ‚Märchen vom Karfunkel‘, auf. Dem

[1]) An die Hymnenpoesie des größeren Bruders gemahnt Karl von Hardenbergs (Rostorfs) ‚Unendliche Liebe‘, an dessen patriotische Begeisterung das ‚Lied‘, einst für den ‚Dichtergarten‘ bestimmt, aber in jener Zeit der Demütigung deutschen Wesens (1806/7) unterdrückt. Loeben liebte den ‚Dichtergarten‘, den er in Heidelberg und Berlin eifrig studierte; er hat, wie schon erwähnt, 1816 Rostorf Worte liebevollen Gedenkens gewidmet. (Im 3. Band der Kindschen ‚Harfe‘.)

Grabe des gemeinsamen großen Anregers der Romantiker, Jacob Böhmes, widmet Max von Schenkendorf, der früh Verschiedene, (Loeben ein trauter Freund), Strophen frommer Verehrung:

In Quellen wollt' ich tauchen
Mein glühend Angesicht,
Da kam zu mir dein Hauchen,
Da winkte mir dein Licht.

Der Klang von Waldhörnern durchzieht manches der Lieder; Goldmann erregen sie Seufzer der Sehnsucht. Das Bild der frühlingsprächtigen, begeisterungsfreudigen, weinseligen Neckarstadt steigt auf mit der Freiherren Joseph und Wilhelm von Eichendorff Gedichten. Wir fühlen, wenn Joseph in den Stanzen ‚An die Freunde' die Befreiung des Rheins schmetternd kündet und von der Heldenlust, in solchem Lenz zu leben, der die Welt reinigt, wir fühlen bei diesen rücksichtslos-harten, frischmutigen Tönen, wie weit sich der einstigen Freunde Art geschieden hat, wie ihre Wege ins Entgegengesetzte führen. Mit einem Lied aus früher Zeit noch tritt der Ältere der Brüder, Wilhelm, auf, von der ‚Zauberischen Venus'[1]). Verwandter Loebens Stimmung zeigt sich sein Liebling Wilhelm von Schütz, der den ‚Balsam der Einsamkeit genossen', der die ‚Abgeschiedenheit' besiegt.

Er leitet über zur jüngsten Vergangenheit; auch sie schon überwunden: in ihr herrschte Fouqué.[2]) Wie in Vorahnung

[1]) Wilh. v. Eichendorff mag sein Motiv aus Brentanos ‚Romanzen vom Rosenkranz' geschöpft haben: ich erinnere daran, wie Kosmos seinen Ring an den Finger eines Venusbildes steckt, der ihn durch sein Krümmen festhält. (Ges. Schr. III, 466.) Hat doch auch Loeben wohl aus Brentanos Werk, das die drei in Berlin entstehen sahen, die Anregung zu seiner weißen und roten Rose (Gedichte 1810). Wilhelm hat Loeben dann möglicherweise das Motiv zu seiner Novelle ‚Leda' vermittelt; vielleicht auch Joseph das Motiv des ‚Marmorbildes'.

[2]) Wir werden recht daran erinnert, wie sich eine Zeitlang alle Sehnsucht nach dem Mittelalter, nach Einfachheit und Größe für Loeben in

eignen Schicksals nahm Loeben seine ‚Todesahnnng‘ auf: fiel Loeben auch nicht auf dem Felde der Ehre, da er ‚aus Traumesnacht‘ ans Licht der Schlachten flog, so empfing er doch im Krieg den Keim der Schwäche, die sein Herz vorzeitig lähmte. — Daß in kriegerischer Zeit diese lyrische Sammlung entstanden, bezeugt manch Beitrag: Schenkendorfs prachtvoller ‚Andreas Hofer‘; ‚Der Reiter und sein Roß auf der Feldwache‘ (von Fr. Giesebrecht); ‚Jägerlied‘ (von Frisius); ‚Einquartierungslast‘. Dessen Verfasser C. N. (Karl Ad. Näke) ein bewundernder Freund Loebens, ist mit seinen Dilettantismen mehr als zuträglich vertreten; — wir nähern uns der letzten Dresdner Epoche: ‚Rücksichten‘ zu nehmen empfiehlt sich; warum sollte man Friedr. Laun ausschließen? Den einst mit Spott bedachten Redakteur der ältern Dresdner Abendzeitung. Es ist nur klugfreundliches Entgegenkommen, die Musenzahl der phrasenschäumenden Sonette Friedr. Aug. Schulzes aufzunehmen.

Waltet hier mehr Höflichkeit des Wirtes, so wählt er aus inniger Überzeugung gleichen Sinnes die Beiträge des Frhrn. v. d. Malsburg; wenn der etwa mit einem

Der Tod ist unser Leben!

kühn sein Gedicht ‚Das Leben‘ schließt und so die Frage, was das Leben sei, beantwortet. So sind die treuesten Freundinnen, Helmina und Theorosa, aufgenommen, so meldet sich die jüngere Generation zum Wort; so wird verehrtem Älteren diese ‚Heimath der Poesie‘ geöffnet. Als ihm Zacharias Werner aus Wien die erbetenen Beiträge sendet, spricht er — der Priester — sein Verwundern aus, daß Loeben noch nicht katholisch geworden sei, und hofft, daß er bald das Versäumte nachhole.[1]) Sein ‚lohnreiches‘ Sonett ‚Luftschiffahrt‘ schließt er:

Fouqués Schaffen verdichtete, wenn wir Loebens ‚Weihnachtsandacht‘ lesen, nach einem Altarblatt Dürers, und daran denken, wie er einst den Freund mit einem Dürerblatte als Zeichen gleicher Gesinnungen beschenkte.

[1]) Er unterzeichnet als ‚Ihr Sie innig liebender, treuer Freund und künftiger Fürbitter Werner‘. Dieser Brief, der in grimmer Nervosität an-

Geflogen nicht, zur Sonne wird geflüchtet;
Kann euer Nichts zur Demuth sich erheben,
Dann wird die Sonne selbst euch zu sich treiben.

Der Proselyt hat auch einen ‚Christlichen Hochzeitsreigen‘ beigesteuert ‚als Pröbchen von „Beiträgen zum Christlichen Hausbedarf“, die der Vf., so Gott will, gelegentlich einmal herauszugeben gedenkt‘. Die Mahnung: ‚Bleibt nüchtern! — Rausch, selbst edler, endigt!‘ klingt wunderlich genug aus diesem Munde. Wenn aber der ‚Vorsänger‘ zum Schluß sagt: ‚Zieht hin zum heil'gen Lager! — Schlaft süß, wir wollen beten geh'n, daß Engel euch zur Seite steh'n!‘ so scheint aus frommen Falten ein geiles Frätzchen zu lugen.

Merkwürdig, auch wie eine Ahnung kommender Ereignisse, mutet Koreffs Sonett ‚Beim Beginnen einer magnetischen Behandlung‘ an; und ebenso Justinus Kerners Beiträge: sein ‚Halbgenesener‘ fleht den Arzt an, ‚sein schmerzlich Heilen zu lassen. Er sehne sich hinüber!‘ Schon war er frei der Qual, als er, ein Vogel, im Fieber hoch über dieses Jammertal flog. Nur ein Kraut heile seine Wunden: Leichentuch und Grabesmos.]

* * *

Eben in den Jahren, da Loeben so sich die Etappen seiner eigenen Entwicklung aufbaut und gleichsam von der Höhe — denn die ‚Lotosblätter‘ sind seine wertvollste Prosaschrift — zurückblickt, wird diese Höhe von den Zeitgenossen auch äußerlich in etwas anerkannt: man überhäuft ihn mit Anträgen zur Mitarbeiterschaft an allen möglichen kritischen, belletristischen Zeitschriften, Almanachen, Anthologien. Und — der Dichter sagte überall zu: für lyrische Beiträge hatte er einen fast unerschöpflichen Vorrat in den Dichtungen seiner fruchtbarsten Zeit, zwischen 1806 und 1811, auch quoll ihm der Vers immer noch leicht;

hebt: ‚Um Gotteswillen keinen Druckfehler; bald hätte ich keinen Taschenbüchern mehr geschrieben. Indessen dies mag bleiben, bis uns Gott Allen aus dem Duodezformat hilft.‘

für seine Prosa aber hatte er den behenden und gefälligen Stil, und weiterer Kunst, wenn er einen Plan gemacht, ein Motiv überlegt, bedurfte es für ihn nicht. Es ist hart, aber nicht zu hart, was über seine Prosadichtungen hier geäußert wird: denn es wird jetzt — in der besten Meinung, das sei zugegeben, Kunst zu liefern — irgend ein Novellenmotiv, ein Romanthema mit schönen Worten umkleidet; dann ergießt sich die allgemeine weich-begeisterte, herzlich-gesetzte Stimmung über alle Gestalten gleichermaßen; Leidenschaft und Spannung ertrinken durchweg in sentimentaler Weichheit oder salzloser Länge, — wovon etwa ein recht besonders abschreckendes Beispiel die ‚altdeutsche Familienchronik in 36 Bildern', ‚Das weiße Roß' ist.[1]) Das ist Belletristik unerfreulicher Art, so lieblich auf kleinen Strecken die Sprache klingt, so herzlich Loebens Blick (sozusagen) gelegentlich anmutet.

Es erübrigt sich, auf die ganze stattliche Reihe dieser Unterhaltungsschriften näher einzugehen. Sie sind — unbeschadet ihrer ausgezeichneten Gesinnung, ihrer moralischen Trefflichkeit usw. — dichterisch wertlos; recht eigentlich Dilettantismen. Sie sind unselbständige Anlehnungen an zeitgenössische oder frühere Muster; sie bieten weder nach Entstehung noch Gehalt noch Form etwas typisch Interessantes.

---

[1]) ‚Das weiße Roß' eröffnet den I. Bd. des ‚Rosengartens', der 1817 bei Brockhaus erschien. — Dem erwähnten hs. Briefwechsel mit dem Verleger ist zu entnehmen, daß im Dezember 1816 Loeben den ‚Rosengarten, Blätter des Glaubens und der Liebe in romantischer Darstellung' Brockhaus anbot. Er verlangte als Honorar 3 Karolin pro Bogen; man setzte dann für die zwei Bände mit 7 Erzählungen — die ‚Zaubernächte am Bosporus' wurden erst im Juli 1817 begonnen — 250 Taler fest, obwohl Loeben auf das entschiedenste 300 erbat. — Unterm 22. Juni 1818 schlug L. Brockhaus eine Fortsetzung des ‚Rosengartens' vor, gleich zwei Teile, einen 3. und 4. — Es kam aber nicht dazu; nur die 7 Dichtungen wurden im ‚Rosengarten' veröffentlicht: 4 Prosa-Erzählungen, außer dem ‚weißen Roß' die ‚Sonnenkinder', ‚Perle und Maiblume', ‚Persiens Ritter'; ein Gedicht in (ca. 220) Stanzen, die ‚Zaubernächte'; ein Gedicht im vierhebig-trochäischen Maß ‚Firdusi'; endlich das völlig mißlungene ‚romantisch-musikalische' Drama ‚Cephalus und Procris.'

In den Briefen an die Chézy kommt ein nachdenkliches Wort vor: ‚Sie sind bekannt und geehrt. Man muß dem Volk imponieren, die Meinung beherrscht's; hat man es einmal getroffen, so unterscheiden sie später wenig . . .‘ Klingt das nicht wie gemünzt auf das belletristische Schaffen eines Anerkannten? Nicht wie Berechnung, wenn er solche Art des Schaffens auch sich ersehnt? — Dann scheint es wieder, als gehe Loeben Kritik doch nicht ganz ab: wenn er immer zweifelt, daß jemand seine Werke lieben könne; er wisse, wie vieles man supplieren müsse, was in ihm liege, aber in seinem Werke sich nicht ausgesprochen habe.[1]) Darin eben ist das Kennzeichen des Dilettanten zu erblicken. In der Tat ist Loeben ohne jede Fähigkeit der Selbstkritik. Die Jahre von 1808—1812 nennt er gegen Fouqué einmal die ‚fünf mageren Jahre‘, denen nach 1814 etwa die fetten folgen sollten! So den einzigen Anlauf zur Eigenart zu verkennen, den die Gedichte von 1810 nahmen, in deren Sinne er — auf Goethes Spuren, dann als ein Selbständiger hätte wandeln können!

Wir haben diesen Weg verfolgt und die Überzeugung gewonnen, daß Loeben als Lyriker Gutes, ja dauernd Wertvolles geleistet hat, daß seine Begabung, durchgebildet, Ausgezeichnetes hätte liefern können. So aber verwendete er sie, jetzt, einige Motive des Boccaccio novellistisch auszugestalten (in ‚Ritterehr' und Minnedienst‘), jetzt, Cervantes' ‚Drangsale des Persiles und der Sigismunda‘ in einer — wie er später selbst erkannte — zu hastigen Weise ins Romantisch-deutsche zu transponieren (‚Irrsale Klotars und der Gräfin Sigismunda‘). So verlockte ihn die tiefgehende Begeisterung für E. T. A. Hoffmann und die Bewunderung seiner ‚Fantasiestücke‘,[2]) auch das Gebiet des Schaurig-

[1]) Es fehlt seinen epischen Arbeiten jedes Gefühl für das notwendige Verhältnis des Stoffs zur Form, ein Verständnis, das Loeben als Lyriker instinktiv hat und feiner ausbildete.

[2]) Er zeigt sie in der Jen. Allg. Lit.-Ztg. begeistert an, er nennt das ‚göttliche Werk‘ Helmina gegenüber ‚eines der gewaltigsten und entzückendsten

Übernatürlichen zu betreten, in Novellen wie der ‚Todtenmahnung', dem ‚Brillantenschmuck' in den ‚Erzählungen' Bd. 1 und Bd. 2.

Es ist charakteristisch, daß, wenn er die Gelegenheit zur Durcharbeitung hat und benutzt (z. B. bei der ‚Todtenmahnung' die zuerst im Beckerschen Taschenbuch 1819 erschien; bei der erst in der ‚Urania' 1817 veröffentlichten Novelle ‚Der Liebe Selbstvernichtung'[1]) = dem ‚Sklavenring' im 2. Bd. der ‚Erzählungen' 1824) daß er dann die Verbesserungen lediglich mit Rücksicht auf den Wohlklang vornimmt. Eigenart und Feinheit des Klanges wie des Rhythmus, dazu Reife des Fühlens zeichnen z. T. jene ‚Lyrischen Mittheilungen' des ‚Morgenblatts' aus, die recht zu guterletzt noch einmal zeigen, welch begabten Lyriker unheilbares Siechtum verzehrte.

Drei bis vier Dutzend wirklich gelungener Lieder aus der großen Menge der Loebenschen Produktion auszuscheiden ist kein aussichtsloses Beginnen, und um weniger denn ein halbes Hundert guter Gedichte hätte man dem Dichter seine ganze Belletristik zu verzeihen. Einen — bescheidenen — Platz auf dem Parnaß hat er zu beanspruchen.[2])

Bücher, die es giebt; wie das Räthsel der Poesie selbst liegt es vor einem da, und die originellste helle Musik ist die Sprache dieser Sfinx (ich spiele auf das Titelkupfer an)'. Brief vom 3. 2. 1815.

[1]) In dieser Novelle, die schon 1814 in Heidelberg entstand, die vielleicht seine gelungenste überhaupt ist, wird der schließliche Verzicht eines Mädchens auf ihre Liebe geschildert. Giannina ist ein weiblicher Creuzer; mir ist der Gedanke nicht unwahrscheinlich, daß die in Heidelberg sehr lebendige Tradition von der Günderode und ihrem Schicksal Loeben die Konzeption dieser Novelle brachte.

[2]) Eine demnächst in den ‚Literaturdenkmalen des 18. und 19. Jahrh.' (Berlin, B. Behr) erscheinende kleine Auswahl Loebenscher Lyrik wird diesen Eindruck, hoffe ich, zugleich verstärken und verallgemeinern.

Chronologisches Verzeichnis
der Werke Loebens und der wichtigsten Zeitschriften, an denen er mitarbeitete.

Bei seltneren Exemplaren ist ein Fundort angegeben. — Zu vgl. sind die „Zeitschriften der Romantik", herausgegeben von Heinr. Hub Houben (Berlin, 1904).

	Fundort.
Die Geschwister von Neapolis. 1803.	Handschr. im Besitz des Grafen Lippe.
(Ältere) **Dresdner Abend-Zeitung.** 1805/6. Herausg. F. Laun.	Dresdner Kgl. Bibl. usw.
Georgia oder der Mensch im Leben und im Staate. 1806/7. Hrsg. Medizinalrat K. J. Kilian (Leipzig; Bamberg).	Bibl. zu Bamberg.
W. G. Beckers Erholungen. 1807. 8. Bändchen.	
Morgenblatt Nr. 164. 172. 176. 263. 285. 307. 1807. **do.** Nr. 1 (55. 107/8.) 139/40. 165/6. 1808.	
Phöbus. Ein Journal für die Kunst 1808. Hrsg. Kleist und Müller, I. Jahrg. (Dresden).	
Taschenb. d. Grazien. 1808. (Mannh., Kaufmann u. Friedrich).	
Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. 1808. 1810. Herausg. Prof. Ast (Landshut).	Hof- und Staats-Bibl. München.
Guido. Von Isidorus Orientalis. 1808. (Mannheim, Schwan und Götz). (= **Romantische Darstellungen.** Von Isidorus. Mannheim 1817).	Univ.-Bibl. Leipzig, Heidelberg, Freiburg. Alfred Graf zur Lippe (München).
W. G. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. 1808. (Leipzig, Niemann). 18. Jahrg.	
Musen-Almanach für 1808. Herausg. A. Kuhn und Fr. Treitschke (Wien).	
Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers. 1808. (Mannheim, Schwan und Götz).	Univ.-Bibl. Straßburg, Heidelberg. Graf Lippe.
(Cottas) Taschenbuch für Damen auf 1809.	
W. G. Beckers Taschenbuch. 1809.	
Heidelbergisches Taschenbuch auf 1809. Herausg. Aloys Schreiber. (Heidelberg, Engelmann).	

	Fundort.
Gedichte. (Berlin, Sander.) 1810.	Kgl. Bibl. Berlin.
Neuer Teutscher Mercur vom Jahre [1806? 3. Stück] 1810. Herausg. C. M. Wieland.	Prof. Roethe-Berlin.
Heidelberg. Taschenbuch auf 1810 und 1811. (Mannheim, Löffler.)	
Preußischer Vaterlandsfreund. 1811.	
Berliner Abendblätter. 1811. Herausg. Heinr. v. Kleist.	Kgl. Bibl. Berlin.
Arkadien. Ein Schäfer- u. Ritterroman. I. II. Teil. 1811, 1812. (Berlin, Schoene).	Kgl. Bibl. Berlin. Prof. Roethe.
J. Kerners **Poetischer Almanach** für 1812. (Heidelberg, Braun.)	Göritz-Bibl. Berlin.
Deutscher Dichterwald, von Kerner, Fouqué, Uhland u. a. 1813. (Tübingen, J. F. Heerbrandt.)	
Dresdner **Landwehr-Blätter.** 1813—14.	Kgl. öff. Bibl. Dresden.
Deutsche Blätter. (Leipzig, Brockhaus). 1813—14.	
Erholungen. Thüringisches Unterhaltungsblatt für Gebildete. (Erfurt, Keyser). 1812—14.	
Zeit-Blüthen. Ein Unterhaltungsblatt für die gebildete Welt. (Breslau.) 1814—15. Herausg. Friedr. Gleich und Karl Wunster.	Univ.-Bibliothek Breslau.
Musen-Almanach für 1814. Herausg. Joh. Erichson. (Wien, Carl Gerold).	
Deutsche Worte über die Ansichten d. Fr. v. Staël von unserer poëtischen Litteratur in ihrem Werk über Deutschland. 1814. (Heidelberg, Mohr und Zimmer.)	Univ.-Bibl. Gießen, Heidelberg, München, Wien; Großhz. Weim. Bibl.
Jahrbüchlein deutscher Gedichte auf 1815. Herausg. J. G. Seegemund (Gottwalt). (Stettin, C. W. Struck).	Kgl. zu Berlin, Dresden.
Urania, Taschenbuch für Damen auf 1815. (Brockhaus.)	
Rheinischer Mercur. 1815.	
Zeitung für die elegante Welt, Nr. 136. 160. 1815.	
do. Nr. 198—200. 1816.	
Die Harfe. III.—V. Bändchen. 1816. Herausg. Fr. Kind (Leipzig, Göschen).	
Deutsche Frühlingskränze für 1816. Herausg. von Joh. Peter v. Hornthal. (Bamberg und Würzburg Göbhardtsche Buchhdlg.).	
Die Hesperiden. Blüthen und Früchte aus der Heimath der Poesie und des Gemüths. 1816. (Leipzig, Göschen.)	Hannov. Pro Bib. Graf Lippe, Frhr. v. d. Malsburg-Escheberg. Dr. med. Leop. Hirschberg, Berlin.
Lebenskranz um eine theuere Todtenurne. 1816. (O. O. Druck bei Göschen.)	Kgl. Bibl. Berlin, Dresden. Prof. Roethe.

	Fundort.
Der Schwan. Poesieen aus dichterischer Jugend, mitgetheilt von Isidorus. 1816. (Leipzig, Göschen).	Straßb. Univ. Dresdn. Stadt-Bibl. Graf Lippe, Prof. Karl Siegen.
Sonette der Deutschen, III, 143—162. 1817. Herausg. Fr. Raßmann (Braunschweig).	
Urania (Brockhaus) 1817.	
Fr. Raßmanns Sammlung **triolettischer Spiele.** 1817. (Leipzig.)	
Fr. Raßmanns **Blumenlese südl. Spiele im Garten deutscher** Poesie. 1817. (Berlin, Nicolai.)	
Thusnelda. Eine Zeitschrift für Deutsche. III. Heft. 1817. Herausg. C. W. Grote und Fr. Raßmann.	
Rosengarten. Dichtungen von O. H. Grafen v. Loeben. II. 1817. (Altenburg und Leipzig, F. A. Brockhaus.)	Un. Bbl. Erlangen, München. Staats- Dresdn. öff., Fürstl. Werning. Gr. Lippe.
Daraus: **Cephalus und Procris.** Ein romantisch-musikalisches Drama von O. H. Grafen v. Loeben. 1817. (Brockhaus.)	Univ.-Bibliothek Erlangen.
W. G. Beckers Taschenbuch 1817.	
Lotosblätter. Fragmente von Isidorus. II. 1817. (Bamberg und Leipzig, Carl Friedr. Kunz.)	Erlangen; Hofbibl. Wien; Darmstadt; Harmoniegesellsch. Mannheim Graf Lippe, Dr. L. Hirschberg.
Gaben der Milde. 1817. Herausg. Gubitz. II. Bd.	
Wünschelruthe. Jan.—Juni 1818. Herausg. H. Straube und J. P. v. Hornthal (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht).	
Urania. 1818, 1819, 1821.	
Zeitung für die elegante Welt. 1818.	
Morgenblatt. 1818.	
Der Gesellschafter. 1817 nnd 1818. Herausg. F. W. Gubitz (Berlin).	
Ritterehr und Minnedienst. Alte romantische Geschichten. 1819. (Berlin, Sander.)	Loge z. d. drei Weltkugeln. Berlin. Frh. v. d. Malsburg.
Morgenröthe im Aufgang 1819 und 1821. Herausg. A. Gebauer. (Elberfeld, H. Büschler).	
Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. 1819, 1820. Herausg. Joh. Schickh. (Wien, Anton Strauß).	
Dresdner **Abend-Zeitung,** passim, z. B. 1815, 1817, 1819 u. ö. Herausg. Th. Hell u. Fr. Kind. (Arnoldische Buchhdlg.).	
Askania. Zeitschrift für Leben, Literatur und Kunst. 1820. Herausg. Wilh. Müller. (Dessau, C. G. Ackermann).	
Neuer Kranz deutscher Sonette. S. 106—123. 1820. Herausg. Raßmann. (Nürnberg, Schrag).	
Cornelia. Taschenbuch für Frauen. 1820. Herausg. Aloys Schreiber. (Heidelberg, Josef Engelmann).	

	Fundort.
Die Irrsale Klotars und der Gräfin Sigismunda. Eine romantische Geschichte von Otto Heinrich Grafen von Loeben. 1821. (Altenburg, Christian Hahn.)	Berliner Kgl. Bibl. Graf Lippe; Frhr. v. d. Malsburg.
(Der gleiche Titel. 1831.) (Ronneburg, Friedr. Weber.)	
Literarisches **Conversations-Blatt.** (Brockhaus.) 1820—23.	
Die Muse. Monatsschr. f. Freunde der Poesie usw. 1822. Herausg. Fr. Kind. (Leipzig, Göschen).	
Frauentaschenbuch für das Jahr 1822. Herausg. Fr. Rückert. (Nürnberg, Schrag).	
W. G. Beckers Taschenbuch 1820 und 1822.	
Erzählungen von Otto Heinrich Grafen v. Loeben. 1822—24. (Dresden, Paul Gottlob Hilscher). (= Klass. Kabinetts Bibl. Nr. 143, 144).	Dresdner öffentl., Wiener Hof- und Univ.- Bibliothek. Frhr. v. d. Malsburg. Gr. Lippe.
Taschenbuch der Liebe und Freundschaft. 1823.	
Frühlingstaschenbuch. 1823.	
W. G. Beckers Taschenbuch. 1823, 1824.	
Hesperische Nachklänge in deutschen Weisen. 1824. Herausg. Fr. Raßmann. (Köln, L. Chr. W. Schmidt.)	
Frauentaschenbuch. (Nürnberg, Joh. Leonh. Schrag). 1824.	
Morgenblatt. 1824.	
Der Pilger und die Pfalzgräfin. Ein Ritterlied. 1825. (Heilbronn.)	Berl. Kgl.-Straßb. Bibl., Graf Lippe, Prof. Karl Siegen.
Dresdner Morgenzeitung. 1827, Nr. 205.	

* * *

Ignaz **Hub**, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter (Karlsruhe) S. 355/8 = Nr. 310—13.

Die fünf genannten Sammlungen **Fr. Raßmanns**, die neben Erstdrucken nach der Handschrift zahlreich Zweitdrucke bringen, erleichtern, als häufiger vorkommende Anthologien, die Kenntnis der Loebenschen Lyrik.

Versuch

einer chronologischen Zusammenstellung

der Briefe Loebens

nach den gedruckten und handschriftlichen Quellen.

Es bedeutet: B. Berol. = Kgl. Bibl. Berl., Br. Arch. = Verlagsarchiv von F. A. Brockhaus, B. Dresd. = Kgl. Bibl. Dresden, Fou. = Briefe an Fouqué, 1848, Ke. = J. Kerners Briefwechsel 1897, II., Lit.-Arch. = Literatur-Archiv Berlin, Mitt. = Mitteilungen a. d. Berl. Lit. Arch. 1898, Ra. = Fr. Raßmanns Nachlaß, Münster 1833, Ti. = Briefe an Tieck, hg. Holtei.

Jahr	am	aus	an	Fundort Bemerkungen
1804	2. X.	Dresden	C. A. Böttiger	B. Dresd.
1806		„	„	do. Sendung von
1807	19. II.	Wittenberg	„	fünf Gedichten.
1808	22. XI.	N.-Rudelsdorf	L. Tieck	Ti.
	25. III.	Radmeritz	Böttiger	B. Dresd.
1810	24. IV.	„	„	„
	n. dem 18. VI.	Wien	Varnhagen v. Ense	B. Berol.
	5. VII.	Radmeritz	„	„
1811	13. I.	Wittenberg	Justinus Kerner	Ke.
1812	6. IX.	Joachimstein	Fouqué	Fou.
„	27. XI.	Radmeritz	„	„
„	29. VI.	„	Kerner	Ke.
1814	30. I.	Dresden	F. A. Brockhaus	Br. Arch.
„	22. IV.	Groß-Göhrau	Chézy	Mitt.
„	22. V.	Bodenheim	„	Lit.-Arch.
„	3. VI.	Heidelberg	Kerner	Ke.
„	14. VI.	„	Chézy	Lit.-Arch.
„	9. VII.	Elberfeld	„	Mitt.
„	30. VII.	Radmeritz	„	B. Berol.
„	8./9. VIII.	„	„	Mitt.
„	11. VIII.	„	Brockhaus	Br. Arch.
„	15.17./18. VIII.	„	„	„
„	29. VIII.	„	Kerner	Ke.
„	16. IX.	„	Chézy	Mitt.

Jahr	am	aus	an	Fundort Bemerkungen
1814	6. X.	Radmeritz	Chézy	B. Berol.
"	26. X.	Gerlachsheim	"	Mitt.
"	29. XI.—2. XII.	"	"	"
"	12. XII.	Radmeritz	Fouqué	Fou.
"	15./18. XII.	"	Chézy	Mitt.
"	21. XII.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	30. XII.	"	Kerner	Ke.
1815	10. I.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	12. I.	"	"	"
"	16. I.	"	Chézy	Lit.-Arch.
"	2. II.	Dresden	Brockhaus	Br. Arch.
"	3. II.	"	Chézy	B. Berol.
"	3. II.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	6. II.	"	"	"
"	6. III.	"	Chézy	Lit.-Arch.
"	23. III.	"	"	B. Berol.
"	31. III.	Radmeritz	Fouqué	Fou.
"	3. IV.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	7. IV.	"	Chézy	Lit.-Arch.
"	26./28. IV.	"	"	"
"	3. V.	"	"	B. Berol.
"	13. V.	"	Böttiger	B. Dresd.
"	14. V	"	Chézy	B. Berol.
"	15. VI.	Dresden	"	Lit.-Arch.
"	28. VI.	"	Böttiger	B. Dresd.
"	28. VII.	"	Chézy	Lit.-Arch.
"	5. IX.	"	Fr. Raßmann	Ra.
"	23. IX.	"	Böttiger	B. Dresd.
"	9. X.	Joachimstein	Raßmann	Ra.
"	4. XI.	"	Chézy	Lit.-Arch.
1816	18. XII.	"	Raßmann	Ra.
"	6. II.	Dresden	"	"
"	13. II.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	14. II.	"	Chézy	Lit.-Arch.
"	14. II.	"	Kerner	Ke.
"	17. II.	"	Raßmann	Ra.
"	17. II.	"	Chézy	Lit.-Arch.
"	28. II.	"	"	"
"	10. III.	Dresden	Raßmann	Ra.
"	13. IV.	"	Chézy	Lit.-Arch.
"	21. IV.	Joachimstein	"	B. Berol.
"	5. V.	Gerlachsheim	Raßmann	Ra.

Jahr	am	aus	an	Fundort Bemerkungen
1816	17. V.	Joachimstein	Fouqué	Fou.
"	14. VI.	Dresden	"	"
"	22./23. VI.	"	Kerner	Ke.
"	11. VII.	"	Raßmann	Ra.
"	29. VII.	"	"	"
"	18. IX.	"	"	"
"	14. XI.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	4. XII.	"	"	"
1817	2. I.	Gr.-Neuhausen (Thüringen)	Chézy	B. Berol.
"	10. I.	"	"	"
"	16. I.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	22. V.	Dresden	Raßmann	Ra.
"	25. II.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	7. III.	"	"	"
"	19. IV.	"	"	"
"	8. VII.	"	"	"
"	14. VII.	"	"	"
"	19. VIII.	"	"	"
"	20. XII.	"	"	"
1818	26. I.	"	Chézy	B. Berol.
"	5. III.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	10. IV.	"	"	"
"	22. VI.	"	"	"
"	16. IX.	"	"	"
"	18. X.	Radmeritz (?)	Chézy	B. Berol.
"	13. VII.	"	Böttiger	B. Dresd.
1819	15. I.	"	"	"
"	26. I.	"	Chézy	B. Berol.
"	16. IX.	Schwalbach (i. Nassau)	Raßmann	Ra.
["	4. V.	Laußke		Dat. hs. Gedicht.]
1820	8. IV.	Dresden	"	Ra.
"	15. V.	Joachimstein	L. Tieck	Ti.
"	24. VII.	Nieder-Rudelsdorf	Brockhaus	Br. Arch.
"	7. IX.	"	L. Tieck	Ti.
"	24. X.	Dresden	Raßmann	Ra.
"	31. X.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	14. XI.	"	Tieck	Ti.
"	5. XII.	"	Brockhaus	Br. Arch.
1821	8. I.	"	"	"

Jahr	am	aus	an	Fundort Bemerkungen
1821	14. V.	Joachimstein	Tieck	Ti.
"	23. V.	"	Brockhaus	Br. Arch.
"	4. VII.	Laußke	"	"
1822	25. II.	Dresden	"	"
"	23. VII.	Escheberg (b. Kassel)	"	"
"	13. VIII.	"	"	"
"	8. X.	Dresden	"	"
"	16. XI.	"	"	"
1823	27. III.	"	"	"
"	23. X.	Laußke	"	"
"	11. V.		Chézy	B. Berol (Gräf. L.).
1824	20. X.	Weinsberg	Brockhaus	"
"	30. X.	"	Raßmann	Ra.
1825	26. I.	"	Chézy	B. Berol.

Namen- und Sachregister.

21*

Zusätze und Berichtigungen.

S. 131 Z. 14 v. u. lies Fouqué statt Fonqué.
„ 144 „ 10 „ „ „ Münster „ München.
„ 169 Überschrift „ Guido „ Guiodo.
„ 286 Z. 5 v. u. „ Raimar „ Reimar.
„ 308 Anm. [1]) füge hinzu: Vgl. S. 170, Anm. [1]).

Zu dem auf S. 267 mitgeteilten Briefe Uhlands an Loeben vom 18. März 1812 hat mir der ‚Schwäbische Schillerverein' aus dem in seiner Bewahrung befindlichen handschriftlichen Nachlaß des Dichters eine Reihe von Varianten und Stellen freundlich mitgeteilt, welche die Witwe U.s in ihrer Schilderung seines Lebens unbeachtet gelassen hat. Ich zitiere hier einen längeren von ihr ausgelassenen Passus: ‚Die Schäfer des Südens können nach meinem Gefühl nur zuweilen, in Maientagen, flüchtig über unsere Weide treiben, nimmermehr aber sich bei uns ansiedeln. Wir haben einmal keinen dauernden Frühling, und unsere kräftige Winterepoche wollen wir niemals verläugnen. Darum hat mich auch in Ihrem Arkadien das Ritter- und Jägerleben ungleich mehr als die Schäferwelt angesprochen.' — Am Schluß steht noch: ‚Hier [Tübingen] befindet sich Schwab, der mir aufgiebt, Ihnen die herzlichsten Grüße zu melden.'

Zu S. 311: Die äußere Anerkennung der literarischen Wirksamkeit Loebens beleuchten u. a. gut zwei (hs.) Schreiben an ihn aus dem Anfang und Ende des Jahres 1815: in jenem erhofft J. P. von Hornthal für seine ‚Deutschen Frühlingskränze', daß L.s ‚Dichterglanz' die Beiträge anderer ‚Meister der heiligen Kunst des Gesanges' überstrahlen werde; in diesem bittet Grote, der mit Raßmann die ‚Thusnelda' herausgibt, um einige ‚prosaische Beiträge' und fügt hinzu: ‚Sie würden dadurch sehr zur Förderung des Gedeihens derselben beitragen, indem bei der Celebrität Ihres Namens und bei der Menge von Verehrern Ihrer Muse, die gleich anfängliche Mittheilung einiger sowohl prosaischer als poetischer Beiträge von Ihnen derselben zu einer herrlichen Aegide gereichen würde.'

Zum ‚Chronologischen Verzeichnis der Werke' sei noch nachgetragen, daß als Vorwort für die ‚Auserlesenen Schriften' Helmina von Chézys (1817) Loeben ein Gedicht von zehn Stanzen lieferte.

Die Reproduktion des (einzigen bekannten) Loebenbildes von Hensel hat Herr Geheimrat Leo gütigst gestattet.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.